

68. Jahrgang 1920 · Nr. 15

Preis 75 Pf.

Die Gartenlaube



Leipzig

Druck und Verlag von Ernst Reils Nachfolger G.m.b.H.

Ausgabe ohne „Welt der Frau“. Wöchentlich eine Nummer zu 75 Pfennig.

Der Väter Traum. Roman von Rudolph Straß. (14 Fortsetzung) 229
 Zu meinem 60. Geburtstag. Von Philipp Frank. (Mit Abbildungen nach Werken des Künstlers.) 235
 Jan Diefers und sein Gaul. Von Wilhelm Momma 238

Flensburger Stimmungen und Bestimmungen: Im Staate Plebiszit. — Die Stimme der Toten. — Fahrt ins Graue. Von Friedrich Hufsong. Mit Zeichnungen von Erik Schoen. 240
 Streiflichter 244

Hierzu Kunstbeilage: Pappengefellschaft. Gemälde von Philipp Frank, sowie 2 Beilagen.

Mit dem Beiblatt „Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 1 Mark. — Ohne „Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern 75 Pf.
 Zuschriften an die Schriftleitung sind ohne Kennung eines Namens und nur nach Berlin SW 68, nicht nach Leipzig, zu richten.



Rad=Jo
Ein Segen für werdende Mütter!
 Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung, bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.
 Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprachen von Müttern, welche Rad=Jo angewandt, ist Rad=Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad=Jo bereits gebrauchten.
 Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.
 Ausführl. aufklärende Schriften gratis durch **Rad=Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof** oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.
 Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad=Jo angewanden.

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
 Überall erhältlich.
 Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztheaus).
 Offenbacher Krankenfahrzeugsfabrik **Petri & Lebr**
 Offenbach a. Main 4
 Katalog A über Selbstfahrer, Kat. Büb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Damenbart
 Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzel für immer bei Anwendung unj. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzlos. Selbstanwendg. Sof. Erfolge.
 Preis M. 8.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

Blasenschwäche!
 wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Institut „Engbrecht“, München W 2, Kapuzinerstr. 9.

Gallensteine
 entfernt schmerzlos ohne Operation in 3 Tagen. Prospekt durch **Görig, Dortmund, Winkelstr. 16,** fr. Leiter von Dr. med. Jaenickes Institut.

Perhydrol-Mundwasser u. Perhydrit-Mundwassertabletten
 entwickeln reichliche Mengen freien aktiven Sauerstoffs, der dank seines gasförmigen Zustandes die gesamte Mund- und Rachenhöhle desinfiziert. Der Gebrauch des einen oder anderen Präparates beseitigt sofort unangenehmen Mundgeruch, konserviert und bleicht die Zähne, verleiht dem Gebiß ein gesundes, elegantes Aeußere und wirkt belebend auf das Zahnfleisch. Selbst bei jahrelangem Gebrauch absolut unschädlich. Literatur und Proben gratis.
KREWEL & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, KÖLN a. Rh.
 Versandhaus für Berlin u. Umgegend: Arcona-Apotheke, Berlin N 28, Arconaplatz 5.

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.
Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.
Eberswalde Dr. Seele's Kuranstalt. Herrliche Höhenlage am Walde. Alle Kurmittel. Reichliche, gute Verpflegung.
Feldberg i. M. Sanatorium. Wald- und Seengebiet. Prospekt Sanitätsrat Dr. Kausch.
Moorbad Polzin Kaiserbadsanatorium, Ischias, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden. Besitzer Sanitätsrat Dr. Hölzl.

Ostdeutschland.
Muskau O.-L. Sanatorium Parkhaus. Nerven-, Frauenleiden, Rheumatismus. Innerlich Kranke. Dr. Haller.

Westdeutschland.
Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranken, Sommer- und Winterkuren. Prospekt durch Dr. Kütz.

Mitteldeutschland.
Sachsen.
Radebeul-Dresden Sanatorium Bütz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekt frei.

Chemnitz Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung. Vollkommene moderne Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Diätetische Verpflegung. Zandergymnastik. Röntgenbehandlung. Emser Inhalatorium. Winterluftbäder. Prospekt frei. Chefarzt Dr. Loebell.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke, Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. Sanitäts-Rat Dr. Römer.

Thüringen.
Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke. Kuranstalt für Angiszustände und Nervöse.

Tannenberg Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nödenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Süddeutschland.
Badischer u. württemberg. Schwarzwald.
Degerloch-Stuttgart Sanatorium Hohenwaldau. Dr. Katz. Diätetische Fastenkuren, vorzügliche Erfolge.

Höchenschwand Kurhaus Höchenschwand, 1015 m ü. M. (oberhalb St. Blasien). Deutschlands höchstgelegene Heilanstalt. Dr. med. Bettinger.

Bayern.
Königssee Hotelpension Schiffmeister. Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. J. Moderegger.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranken, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung 5 Aerzte. Auskunftsbuch.
 Dr. Stern's Schülerheim. Landerziehungs- und Erholungsheim. Familiencharakter. Prospekt.

Schweiz.
Arosa Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsches Haus. Gute Verpflegung. Billard. Hotel Seehof. Bestbekanntes, komfortables Haus. Ad. Birkmaier, Dir.

Davos-Dorf „Guardaval“, Vornehmes Sanatorium. Chefarzt Dr. Friedrich Bauer. Prospekt.
 Sanatorium Seehof. Chefarzt Dr. Alexander. Täglich 16.50—22.— einschließlich Zimmer.

Davos-Platz Platzsanatorium. Chefarzt Dr. A. Prohaska. Erhöhte staubfreie Lage.

Lugano-Paradiso Hotel Eden, vormals Reichmann. Direkte Seelage. Aitbekanntes Haus.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 15. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 08, Zimmerstraße 35-41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Reihenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Abstrichräffel.

Mein Wort ist gar ein unerlässlich Ding
Bei Männern und bei Kindern wie bei Frauen,
Wenn es bei jedem einzelnen auch ist
So ganz und gar verschieden anzuschauen.
Nimmt man dem Wort das erste Zeichen ab,
So will wohl keiner hier es willig tragen,
Es drückt und quält und trübt das Leben uns
Und läßt uns weinen, klagen und verzagen.

Siecht noch einmal unserm Wort man ab
Ein Zeichen, ist's ein ernstes Tun und Sagen,
Bei dem nur laute Wahrheit findet Raum,
Nach deren Folgen man nicht hat zu fragen.
Renate Greverus.

Räffel.

Treibst du eines, so tu es mit Fleiß;
„r“ fort, schon' es, auf daß es nicht reiß'.
Heinrich Minden.



Keine Druckstellen!

Wenn Sie Ihr Beinkleid abends ausziehen, werfen Sie es nicht auf einen Stuhl und hängen Sie es nicht an einen Kleiderhaken, sondern spannen Sie es jeden Abend in den

ORDO - FIX II

Es schont Ihr Beinkleid und erhält die Bügelfalte in dauernd tadelloser Form (häufiges Aufbügeln schädigt den Stoff). Das Einspannen erfordert weniger als

1 Sekunde Zeit. - Ordo-Fix I

dient zur Aufbewahrung des Beinkleids im Kleiderschrank.

Zu beziehen durch alle Geschäfte, in denen Plakate aushängen!
FABRIK: SANITAS, BERLIN N 24.

Blendender Schmelz

Ihrer Zähne ist der Lohn für regelmäßige Benutzung unserer

LITHO ZAHN-PASTE

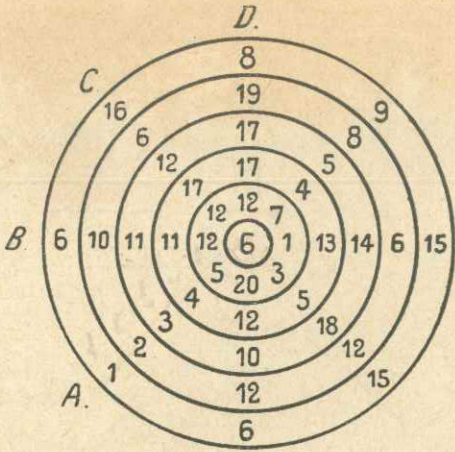
unter Beachtung der besonderen Gebrauchsanweisung, die jeder Tube beiliegt.

Die zahnsteinlösende, den Zahnschmelz veredlende Wirkung unserer Paste macht sich schon nach kurzer Zeit deutlich bemerkbar; das Gefühl frischer Wohligkeit, das ihr Gebrauch auslöst, wird Sie schon bei ihrer erstmaligen Benutzung ergötzen.

Phönix A.-G. für Zahnbedarf, Berlin SW 68



Kreiskrästel.



Die Zahlen sind durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, so daß die vier Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben:

- A. Gebirgszug in Süddeutschland.
- B. Blume.
- C. Deutsche Hafenstadt.
- D. Raubvogel.

Zur Verwendung gelangen die Buchstaben: **A A B C D E G H I L M N P R S T V W Z** und ist der mittlere Buchstabe immer ein R. Alfred Beske.

Drei Silben.

Die ersten beiden man als Fluß
In deutschen Landen suchen muß.
Die dritte, ob man täglich sie
Auch gibt, entbehrt man dennoch nie.
Sprichst du vereint die Silben aus,
Kommt vielerlei für dich heraus!

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Zweifelbige Schärade: Goldlack.

Wechselrästel: Auslagen, Auflagen.

Rästel: Zimmerlinde.

Bilderrästel: Blüten, die seligen, Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie, Herz wie es mag.

Nuos-Schuhputz

das Edelwachs-Erzeugnis

ist hergestellt unter Verwendung von

Terpentinöl

Praktische Vorführung auf der

Internationalen Messe
Frankfurt a. M.

(vom 2 bis 11. Mai)

Messhaus Offenbach, Stand 3161

OSRA G. M.
B. H.,
Frankfurt a. M.

Kaliklora

Für jung und alt ist die
köstliche Erfrischung der Zahnpflege
mit Kaliklora-Zahnpasta ein
Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne
ein Segen. Kaliklora gehört auch
in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma

Kleine Tube M. 3.—
Große Tube M. 4.80

Hersteller
Queisser & Co.
G. m. b. H.
Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig

nicht fettend

Eine ganz milde Creme
mit unerreichter Tiefenwirkung
fürs Haus und die Kinderstube

kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Erzielt
mattschimmernden Teint
mit reizvollem Duft.

kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Hersteller
Queisser & Co.
G. m. b. H.
Hamburg 19

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 15. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Aannahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Ein sonderbares Wirtsgeschoß.

Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar (1688—1748), der Großvater von Carl August, war ein großer Jäger vor dem Herrn und hielt streng auf Jagd-Disziplin und auf Beobachtung seiner Jagd-Reservate. Aber selbstverständlich gab es auch unter seinen Untertanen leidenschaftliche Nimrode, und zu ihnen gehörte ein Geistlicher aus der Nachbarschaft Weimars, der Pastor von Rohra. Ihm widerfuhr eines schönen Sonntagmorgens ein merkwürdiges Abenteuer.

Es war im Herbst, und er stand im Begriff, nach seinem Filialdorfe zu gehen, was er wegen der Nähe im Amtsort zu tun pflegte. Sein Gang führte ihn durch Krautfelder, und da begegnete es ihm, während er seine Predigt noch einmal im Kopfe durchging, daß ein Hase ihm über den Weg lief, den er aus dem Krautader aufgeschreckt hatte. Da kam die Weidmannslust über ihn, und in der Haft schleuberte er ohne viel Befinnen die Bibel nach dem Hasen und traf ihn tödlich. Als es geschehen, hob er erschrocken und klopfenden

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.



Jede Hausfrau putzt mit
„TIP-TOP“
 d. besten flüssigen Metallputz
 u. erzielt befriedigende Erfolge

CHEM. WERKE HÖNTSCH & CO. DRESDEN - NIEDERSEDLITZ

Überall erhältlich!

Überall erhältlich!

Gallenstein
 Nierenstein, Gries- und Lebersteine verwenden mit bestem Erfolg ohne Operation u. ohne Diät
„ANTIGALLIN“
 In allen Apotheken zu haben. Wo nicht, erfolgt Zusendung durch die Antiken- & Apotheke, Berlin-Friedrichshagen Preis pro Flasche Mk. 12,50
 Aufklärende Broschüre über die Einwirkung des Antigallin gratis durch Antigallin-Werk, emark Berlin-Friedrichshagen

Siphacool
 Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA
 Chem. Labor. Co.-Li. DRES DEN-A.

Kapitalanlage

sicher und diskret bei hoher Verzinsung durch
F. W. Wörner, beidritzer Bücher-sachverständiger.
 Karlsruhe, Amalienstrasse 83.

Briefmarken

Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 Ws Friedrichstr. 185
 Verl. „Der deut. Philatelist“ - Probenum. kostenlos.

Aderverkalkung

ist heilbar! Wenn Sie an Aderverkalkung, Herzbeklemmungen, Schwindelanfällen, Atemnot, besonders bei Treppensteigen, Kopfschmerzen, Angst- und Schwächezuständen, Nachlassen des Gedächtnisses, Unlust zum Arbeiten leiden, wenn Sie noch im besten Alter Alterserscheinungen verspüren, lassen Sie sich sofort kostenlos portofrei meine ausführlich- belehrende Broschüre senden. Auch über Schlaganfall (Herzschlag, Gehirnschlag) und die Heilung der Folgeerscheinungen, Lähmungen usw. gibt die Schrift ausführlich Auskunft.
Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 101, Am Karlsbad 33 a.
 Sprechzeit 9—11, 2—4, Sonntags 10—11 Uhr

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE



KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Preziosie frei
Musikinstrumente
 aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinn. Zimmermann Leipzig 43
 Querstr. 25 28

Gegen Katarhe



Warnung!

Ich warne j. Dame u. Herrn vor dem Ausreißen der grauen Haare Mein Ba'sam. Keine Farbe, gibt garantiert dem Haar die frühere Fülle, Glanz und Farbe wieder. 1 Orig.-Fl. Mk. 6.50 gegen Nachnahme nur allen durch **Gunderich, Frankfurt a. M. B.,** Neue Kräme 14

Hergens die Bibel wieder auf, ließ den Hasen liegen und wanderte weiter. Allein er war beobachtet worden, die Geschichte wurde weitergetragen, und man gab nun dem Geistlichen den Rat, daß er, um allen Fährlichkeiten wegen Verletzung des Jagdrechtes zu entgehen, sich mit einer Eingabe an den Landesherren wende, was er auch tat. Und Ernst August, der sonst jedweden Jagdsfrevel zu ahnden pflegte, hatte ein Einsehen und schrieb an den Rand der Petition: „Alle Hasen, die der Pastor von Rohra mit der Bibel schießt, sollen ihm gehören!“

Ungleichheit vor dem Gesetz in alter Zeit.

Nach den Gesetzbüchern unserer Vorfahren gab es sehr viele, die nicht die volle bürgerliche Ehre hatten, und denen, wenn sie z. B. beleidigt worden waren, nicht diejenige Genugtuung zugestanden wurde, die andere rechtmäßig fordern konnten. So durfte z. B. nach dem ostfriesischen Landrecht ein „Schälön“, d. h. Reimsprecher, Spielmann, nur halbe Genugtuung verlangen. Das sächsische und schwäbische Landrecht ließ dergleichen Leuten nicht einmal soviel Gerechtigkeit widerfahren, sondern wollte, daß man ihnen den Schatten eines Mannes gegen die Sonne zur Buße geben solle. Diesen Ausdruck erklärt der Schwabenspiegel selbst dahin, daß sich der Beleidiger in der Sonne an die Wand stellen und dann der Spielmann das Recht haben solle, den Schatten an der Wand mit der Faust zu schlagen.

Gegen Gicht, Rheuma,

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach (Main). Blasen-Nieren-u.Gallenleiden.

Magenleidende

verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20 000 freiwillige Dankschreiben. **H. Weiler, Niederbreisig 18, Rhein.**



Creme „Mousson“

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung. **Creme Mouson** macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich. in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich. Fabrikanten **J.G.Mousson & Co** Frankfurt a/M.

Nur Qualitäts-Ware!

- Prima deutscher Kakao, garant. rein, in 1/2-Pfd.-Pak., pro Pfd. Mk. 25.—
 - Feinster deutsch. Kakao, I. Qual., gar. rein, in 1/2-Pfd.-Paketen, pro Pfd. Mk. 36.—
 - Feinst. deutsch. Schokolad.-Pulver, garant. rein Kakao u. Zucker, z. Ber. it. trinkfertig. Schokolade, b. voll. Zuckerersparnis, lose, n. Pl. M. 21.—
 - Feinste deutsche Speise-Schokolade, in 100-gr.-Taf., pro Tafel Mk. 7.—
- Versand per Post-Nachnahme, soweit Vorräte reichen. **Versandhaus Anton Mathy, Magdeburg - F., Abt.: 2** Gegründet 1869.

Bettfedern und Betten

in echten roten Inletts. Billigste und beste Bezug quelle Katalog und Muster frei. Bettfederngrosshandlung, Bettenfabrik und Versand **Th. Kranetuss, Cassel 109.**

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekront goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6-8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädlich. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mar. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co.** G. n. u. F., Berlin W 37/171.

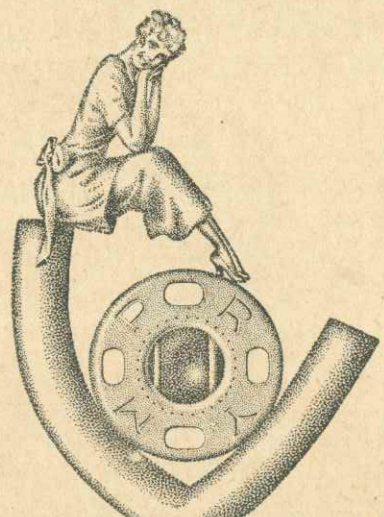
Auskunft Schwerhörigkeit umsonst b.

Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrömmeln „Echo“. Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztl. empfohlen. Glanz. Dankschreiben, Institut „Engibrecht“ München H 2, Kapuzinerstr. 9.

Technikum Hainichen, Sa.

Höhere Lehranstalt. Masch.-, Elektro- u. Hütten-Ing., Techniker u. Werkmstr. Programm frei. Fabriklehrwerkstätten.

Institut Boltz Einj., Prim., Abitur, **Hilmenau i. Thür.** Prospekt frei.



PRYM'S ZUKUNFT DRUCKKNOPF Die Weltmarke

Verbürgt rostfrei

William Prym G. m. b. H. Stolberg Rhld. - Berlin C 2

Durchweg Messing u. Bronze

Nimm nur diesen - keinen andern!

Straußfedern Echte Reiher



in mein anerkannter guten Qualität, **Suto** Paradiesreier v. M. 9.75 an Kronenreier " " 35.— " Stangenreier " " 8.50 " Straußfederboa " " 35.— " S. raußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw. Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste. **Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35.** Gegründet 1877.

Gallensteine!

beseitigt schmerzlos innerhalb 24 Stunden unser **Beugamit** Prospekte mit vielen Dankschreiben gratis

Beumers & Co., Köln, Salierring 55.

Ideale starke Formen

erhält jed. Dame durch m. a. Berl. anzuwendendes „Fermasol“ Erfolg unschädliches „Fermasol“ verblühend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Do. en, meist erforderlich. M. 11.— Diskr. Versand nur durch **Hersa Vertriebs, Berlin SW 111, Anhaltstrasse 8.**

Hämorrhoiden

Mittel, 1000fach bew., M. 8.50 u. 16.50. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Blühen der Wangen

Rosige Wangen von blühendem Kolorit erhöhen Liebreiz und Schönheit machvoll. „Jugendrose“, das natürlichste Wangenrot von wahrer Lebensfrische. Flasche Mk. 5.50 und M. 8.50. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

Die Gartenlaube



Vereint mit „Die Weiße Welt“
und „Vom Fels zum Meer“

• Illustriertes Familienblatt •

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum • Roman von Rudolph Strak.

14. Fortsetzung.

„Mein deutsches Mädchen!
Bist Du Berena Nimis? . . . Bist Du die
Göttin der Freiheit selber, die goldhaarige, die reine, die
lichte, zu der ich hier, im heiligen Frührot der Freien
Schweiz, unter Gottes blauem Himmelsdom, am blauen
Altar des Vierwaldstätter Sees, betend im Geiste die
Hände erhebe? . . . Ach, Ihr beiden Lichtgestalten ver-
schwimmt meiner Sehnsucht des Verbannten in eins. Du
und Teutschland! Teutschland und Du! Germania und
mein Brenche!
... Euch schlägt
dies Friesen-
herz. Euch im-
merdar!“

Die August-
sonne brannte
heiß auf der
breiten, leeren
Rheinstraße in
Darmstadt. Die
aufgenähten
bunten Vögel-
chen und Blu-
menranken auf
den Vorhän-
gen des Bieder-
meierzimmers
im Hause des
Geheimrats
und Pauls-
kirchen- Abge-
ordneten Dr.
Emil Nimis
bewegten sich
leise, wie zit-
ternd, in der
Glut vor dem
offenen Fen-
ster. An ihm
saßen, über
Harro von der
Bennes Brief
die blonden
und braunen
Köpfe geneigt,
Brenche Nimis



Philipp Franck: Alt-König im Taunus.

und ihre Schwestern, das Babettsche, frisch, blond, mit
Baden wie die Äpfel, und das Mäusche, die Halbwüchfige,
die ihre dicken Zöpfe um die Kinderstirne gelegt trug, drei
Demoisellen in artigem Putz und sanfter Sittsamkeit der
vormärzlichen Zeit. Aber über die rosigen Mädchengesich-
ter war doch der Frühlingssturm, war Glockenklang und
Völkerbrausen, Hämmern des Herzens, himmelhoch jauchzend,
zu Tode betrübt, war der heiße Föhn der Zeit gegangen.
Sie schauten wie aufgewachte Blumen in die Welt. Brenche

Nimis gleich
mit ihren von
langen Wimpern beschatte-
ten frommen
dunklen Au-
gen unter dem
schlichten, gold-
seiden schim-
mernden Sche-
tel und dem
süßen, schmerz-
lichen Lächeln
um die blassen
Lippen eher ei-
ner bildschönen
jungen Frau.
Sie nahm den
Brief ihres
Herzls ebsten
aus der
Schweiz wie-
der in die
weiße Hand
und las ihn
mit zärtlicher,
leiser Stimme
wei er vor, in-
des die beiden
anderen in an-
dächtiger Rüh-
rung schwie-
gen.

„Ich schrei-
be Dir, Du,
mein Genius,
diese Grüße der

Liebe mit Bleifeder in ein Notizblatt, auf einem Steinblock sitzend, vor einem lieblichen Kapellchen bei Küsnacht, wohin die Wanderlust mich, den Flüchtling, trieb. Draußen im See ziehen langsam Nachen mit lateinischen Segeln, Ruderschläge treiben den Einbaum, die Herdenglocken läuten. Es ist wie in des unsterblichen Schillers, des teutschen Freiheitsängers, Tell! Und falte die Hände — denn Du stehst hier im Geiste vor Höherem: Dies Kirchlein mit den beiden bescheidenen Säulen seines Vordachs, seinem Treppenaufgang zur spitzbogigen Pforte, seinem spitzen, hohen Hut auf dem Türmchen — dies ist Tells Kapelle! Hier fiel der Landvogt! Ehrwürdig kündigt die Inschrift:

Gehärsers Hochmut Tell erschossen
Und edle Schweizerfreiheit entsprossen!
Wie lange wird aber solche wahren?
Noch lange, wenn wir die Alten wären!“

Demoiselle Nimis machte eine Pause. Die Mädchen schauten ergriffen darein. Dann fuhr sie innig lesend fort:

„Wir aber — den Schwur erneute ich in der heiligen Hohlen Gasse — wir wollen die Jungen sein! Dann wird edle teutsche Freiheit entsprossen. Tröste Dich über die Zeit meiner Verbannung, Du mein künftiges Weib. Harre Du in Darmstadt aus wie ich in der Schweiz!“

Brenche Nimis übersprang eine Seite, in der nur von einer Sintflut von heißen Küffen die Rede war. Das war nichts für die Schwestern, am wenigsten für das Mäusche. Da, wo das Schreiben des wilden friesischen Edelings wieder in gestittetes Gleichmaß übergang, fuhr sie mit weichem, leise klagendem Tonfall fort:

„Es haben ja manche der Flüchtigen hier an Teutschlands Brautstunde verzagt und haben das Palladium der Freiheit Wind und Wellen anvertraut und sind auf immer nach Amerika gefegelt. Ich aber bleibe. Ich trenne mich nicht von Teutschland und Dir, Ihr beiden süßen Namen, für die ich gerne den Tod erleide. Ich trenne mich nicht, so wenig sich ein Priester vom Allerheiligsten trennt.“

Die drei Jungfern hatten feuchte Augen. Sie saßen in ihren lichten Sommerfährchen wie ein Flug weißer Tauben aneinandergeduckt, und das Brenche las:

„Mein lieber Vater schickte mir von Hamburg über Holland einen Brief. Er stellt mir Wechsel auf Amsterdam zur Verfügung. Ich möge mir in Amerika, auf freier Prärie, unter den Rothäuten, ein Rittergut kaufen und da leben und mich und meine Kasse austummeln. Und, wenn es an der Zeit, Dich als mein Weib hinüberkommen lassen! Ha — ein Gedanke, bei dem ein niederdeutsches Herz höher schlägt. Aber ich habe ihm geantwortet: Hast Du bei Vitoria oder Waterloo Deinen Posten verlassen, Herr Major von der Venne? Nein. Du bleibst, wohin Dich Wellington stellte! So bleibe auch ich, wohin mich Teutschland gestellt hat.“

Es ist viel Kommen und Gehen auf dem Schwarzwald und über den Rhein, mein göttliches Kind, wovon die Perückler in Karlsruhe und Stuttgart nichts ahnen! Wir Kabinets-, Pifen- und Senfemänner, Helden, Handwerks-purschen und Turner halten unser Pulver trocken! Wir lassen uns den Mut und den Bart wachsen. Ich selber trage schon einen wallenden blonden Vollbart, der mich erschrecklich läßt und den Beutelkratten und dem Maulwerk-gesindel daheim dereinst noch in die Nase stechen soll! Wir hier, ich und die Meinen, sind keine schlaffen Kederiche! Wir wollen nicht die Konstitution beschwören, sondern den Gottseibeius selber!“

„O Gott!“ sagte Brenchen Nimis und fing an zu weinen. Das Babettsche faßte sie teilnehmend bei der Hand. Das Mäusche küßte sie zart, mit spitzem Mäulchen, auf die blasse Backe. Nach einer Weile konnte sie wieder beginnen:

„Die Fürsten haben Euch schon so viel versprochen, daß ich glaube, sie haben sich dabei nur versprochen! Sie haben sich das Gegenteil dabei gedacht. Was helfen Euch da die

gehorsamen Kammerknechte und Paulskirchler? Da wären mir die richtigen Metterniche und die selige Tobatgesellschaft in der Eschenheimer Gasse noch lieber als dies ganze kleine deutsche Flickschneidergewerbe! Schade, daß der Teufel solche Schwächer auch nicht brauchen kann! Sonst hätte er sie schon lange geholt! . . .“

„Er is halt gar zu wild“, sprach das Babettsche, während die Mädchen leicht zusammenschauerten. „Das muß schon wahr sein, Brenche!“

„Wenn er nit so wild wär, hätt' ich ihn auch nit so lieb!“

„Aber solche Rede sind doch gar zu arg, wo doch der Papa selber in der Paulskirch' hockt!“

„Mir is er recht, wie er is! Er kann mit mir machen, was er will! Aber wenn's euch graust, ihr Mädchen, dann hör' ich auf zu lesen!“

„Ah bah! . . . Lies doch! Lies!“

„Ein Kind des Hasses ist mächtiger denn die Kinder der Liebe! So sind wir Söhne der Tat in der Schweiz mächtiger denn die Söhne des Worts in Teutschland! Schwagen hat seine Zeit, und Gagern hat seine Zeit. Beraterat nur, ihr Professoren und Paulskirchenlichter, revidiert, debattiert, zischt, klatscht, beschließt und tut nichts! Wir Wilden werden eures Fetts genießen!“

„Hu!“ machte das Mäusche.

Berena Nimis hatte ihre Tränen getrocknet. Sie las rasch zu Ende:

„Noch regnet es und redet es! Ich wart' auf die Sonne! Dann stürze ich, ein stürmischer Liebender, an Teutschlands Brust und in Deine Arme!“ Das Brenche hörte plötzlich auf. „Sodele, Kinder! Jetzt steht in dem Brief weiter nichts!“

„Oh — da hinten is noch arg viel!“

„Aber nit für kleine Mäderche, Mäusche!“

„Ach — das is ja grad schön! . . . Das is mir lieber als das Geschänne auf den Papa und die Paulskirch'.“

„Da wird nig geguckt, du Krott!“

„Still! Der Papa!“

Der Geheimrat Dr. Emil Nimis trat ins Zimmer. Aufgeräumt, voll würdiger Frische und wohlwollender Heiterkeit, den früher schon elastischen Schritt beflügelt durch die Schwungkraft des Volksvertrauens, das ihn, den Nationalvertreter, trug. Er sah das Schreiben und sagte milde:

„Ei doch! . . . Von ihm . . .“

Es war ein Achselzucken dabei. Eine hoffnungslose und ergebungsvolle Bewegung, so als ob er von einem aufgegebenen, unrettbar verlorenen Patienten spräche.

„Ich wollte dir den Brief nicht erst weisen, Papa! Er ist so arg schroff und trozig . . .“

Seit Anbruch der neuen Zeit ließ sich der Geheimrat von seinen bis dahin so streng erzogenen Kindern duzen. Sie sollten jetzt seine Freunde sein. Sie und alle Welt. So war kein Unmut in seiner weichen und geschmeidigen, durch das viele Reden des letzten Halbjahrs noch klangvoller gewordenen Stimme, während er sagte:

„Verne vergessen, mein liebes Brenche!“

„Nie! Nie! Ich halt' an ihm seit anderthalb Jahren . . .“

„Man kann nur halten, was man hat!“

„Du hast versprochen, uns nicht zu trennen, Papa!“

„Es handelt sich auch nicht um ein väterliches Versprechen, meine Tochter Berena, das ich im Herbst dieses Jahres — ich räume es ein — im Rausch des ersten Völkerfrühlings gab! Er selber, dein Harro, reißt sich von dir, indem er sich von Teutschland reißt!“

„Das tut er nicht. Er liebt es viel mehr, als ihr es liebt!“

Der Geheimrat Nimis lächelte überlegen und schüttelte den Kopf.

„Dann hat er eine wunderliche und mörderische Art, seine Liebe zu beweisen.“

„Er zeigt sie in Not und Tod.“

„Warum stürzt sich der Mutwillige immer neu in Verschwörungen und Gefahren? Wer sich in Gefahr begibt,



Philipp Franck: Rosen am Wannensee.

kommt darin um. Wir ändern wirken doch auch für Deutschland, ohne daß es gleich um Kopf und Kragen geht. Mit gradegehämmerten Sensen und alten Donnerbüchsen aus der Franzosenzeit, mein Kind, läßt sich nichts Gutes und Nützliches beweisen und noch weniger etwas Fruchtbarsches erreichen. Wer, wie dein Vater, als Staatsmann die milde und abgeklärte geistige Höhenluft der Paulskirche atmet, der erfährt klar die Notwendigkeiten, denen sich blinde Gewaltmenschen wie Harro verschließen: Alles mit Maß und Ziel! Die Fürsten sollen herrschen, aber nicht regieren! Wir Volksvertreter sollen bestimmen, aber nicht befehlen, die bewaffnete Macht soll gehorchen, aber nicht, wie einst jener schnöde Gallier, ihr Schwert in die Wagschale der Gerechtigkeit werfen! Da mag dann etwas Erfreuliches für unsere guten Deutschen herauskommen.“

„Aber nit für mich! Der Harro tut lachen, wann er so was hört.“

„Ich kenne von der verstockten Linken des Parlaments her, dies bittere Hohngelächter der Verzweiflung. Wie unser, der Besonnenen, anmutiges Behagen in gesellschaftlicher Form einem Bogt, einem Ziß und Ruge und Robert Blum trotz aller Bemühungen unseres trefflichen Gagern versagt bleibt, so ermangelt Herr von der Benne der Einsicht in die moralischen Grundlagen gesitteter menschlicher Entwicklung.“

„Ich glaub's nit!“

„Das Faustrecht des Mittelalters ist das Credo dieser modernen Feuerbrände in Heckerhüten und Köhlermänteln. Es tut mir leid um ihn und um dich, mein Kind. Aber

die Wege trennen sich jetzt. Er hat mir seinerzeit ein Jawort abgepreßt. Unter Vorbehalt gab ich es ihm . . .“

„ . . . weil du dich damals vor ihm gefürchtet hast, Papa.“

„Der Gerechte hat nichts zu fürchten, solange er nicht mit dem Unrecht einen Bund schließt. Wir Wohlmeinenden der Mitte können keinem Mißbrauch der Freiheit beitreten. Ich beklage es, daß ich dir je Hoffnung auf Harros Hand machte . . .“

„Papa!“

„Ich bereue es.“

„Papa — ich bitte dich . . .“

„Ich ziehe es hiermit feierlich zurück. Ich kann dir diesen Schmerz nicht ersparen, meine Tochter. Ja — ich bin streng. Aber so streng, wie ich es als Arzt am Krankenbett sein muß, zum Heil des Leidenden. Es ist zu deinem eigenen Segen, wenn du die Fesseln abstreiffst, in die dieser unbändige friessische Wildling dich geschlagen. Wer, wie er, freventlich den Rechtsboden verläßt, schwebt verlassen im leeren Raum . . .“

„Ah bah! . . . Er steht auf festen Füßen!“

„Das spricht Harro aus dir. Die Zeit wird dir helfen, zu entlagen. Sei stark, mein Kind, wie ich es bin.“

„Du . . . ?“

Dem Geheimrat Nimis war diese Frage und der erstaunte Blick der tiefen dunklen Augen unangenehm. Er räusperte sich. Er fragte den eintretenden Bedienten: „Baptist . . . sind die Volksmänner aus meinem Wahlkreis noch nit da?“

„Alleweil sind sie gekommen, Herr Geheimrat.“

Doktor Emil Nimis trat in das Nebenzimmer, um die nach Darmstadt entsandte Abordnung seiner Odenwälder Wähler zu begrüßen. Sein Gang war gewichtig, sein Haupt würdevoll erhoben, sein Lächeln leutselig, sein Händeschütteln herzlich. Das Brenche hörte, während sie bitterlich in ihr Spizentüchlein schluchzte, von nebenan, wie da der Sprecher der Versammlung mit schallender Stimme begann: „Edler Volksvertreter . . . wir benutzen die Gelegenheit, wo Sie ein paar Tag' in Da'mstadt sind, um Ihne erneut das Vertraue der Wähler von Huchenheim und Mutschelbronn, von Würmbach und Kirchgart, von Eichelheim und Gimpernheim und Seenheim darzubringen . . .“ und dann klang nach kurzem die helle, wohltonende Sprache des Vaters und hörte sobald nicht wieder auf: „Wir Abgeordneten sind die Herolde der Zivilisation, meine Herren. Wir haben weise, umsichtig und staatsmännisch zu sein. Wir haben, der Pflicht gegen die Nachwelt, die uns richten wird, bewußt, uns jeder Überstürzung zu enthalten. Wir gehen Schritt für Schritt vorwärts. Einhundertfünfundachtzig kamen allein zu Worte, ehe wir den Reichsverweser Erzherzog Johann wählten.“

„Der Harro nennt ihn als den Johann ohne Land“, sprach drinnen das Brenche bitterlich weinend zu den Schwestern.

„Bischt! Halt doch die Gofch', daß man hört, was der Papa schwächt.“

„Seit acht Wochen, den ganzen Juli und August hindurch, beraten wir fast täglich den ersten Abschnitt der Grundrechte des deutschen Volkes.“

„Bravo! . . . Bravo!“

„Aber dazwischen haben wir auch das Reichsbürger- und Heimatrecht ergründet. Wir haben über die Auswanderungsfreiheit, über Titel und Orden und über den Adel eingehend debattiert . . .“

„Der Harro schreibt, die Reichsprofessoren könnten nix wie rede, Babettsche . . .“

„Jetzt sei doch still, Brenche . . .“

„Über die Gleichberechtigung der Konfessionen, über Staat und Kirche, über die Judenfrage, über die Freiheit der Wissenschaft wurden, wie Sie wissen, umfangreiche Beratungen gepflogen . . . kräftige Reden gehalten . . .“

„Von Ihne selbst, Herr Geheimrat!“

„Lassen Sie mich schweigen von den langen Erörterungen zur Geschäftsordnung, den namentlichen Abstimmungen und Petitionen und Interpellationen. Wahrlich: Wir haben unsere Zeit nicht verloren. Es war eine mühevollste Zeit. Aber wir trugen sie mit Stolz und Freuden, als Bannerherren der Einheit und Freiheit für unser geliebtes deutsches Vaterland.“

Der Geheimrat Nimis sprach es feurig und mit erhobener Stimme. Seine hellen braunen Augen in dem feinen ältlichen Charakterkopf schimmerten feucht von ehrlicher Rührung. Er war wirklich ergriffen. Sein Herz war warm.

Noch als die Abordnung sich längst wieder entfernt hatte, ging er mit langen, raschen Schritten im Zimmer auf und ab, voll eines ungestümen, unerklärlichen Glücks, wieder jung zu sein, mitten im deutschen Frühling.

Da stand schon wieder ein Besuch auf der Schwelle. Früher fuhr der Geheimrat zu den Patienten. Jetzt kamen die Bittsteller zu ihm, dem Volksmann, dem Abgeordneten. Sein Vorzimmer wurde nicht leer.

„Wo fehlt's, Erzellenz? Womit kann ich dienen?“

Der schöngeistige Polizeigewaltige außer Diensten Herr von Mühlenstiege hatte den guten Geschmack, nicht zu klagen. Es lächelte nur müde und ironisch über sein immer noch schönes altes Antlitz.

„Wie soll's einem Calembourg von vorgestern gehen, mein Teuerster? Mehr bin ich nicht mehr. Die Welt ist hinter mein Geheimnis gekommen. Hinter mir rufen die

Kinder, und manchmal selbst Erwachsene, auf der Rheinstraße her, warum ich noch vorhanden sei? Ma foi — ich frage mich's manchmal selber.“

„Kopf hoch . . . Kopf hoch!“ Der Geheimrat streichelte freundlich der gefallenen Größe die blaueäderte weiße Knochenhand.

„. . . aber ich besitze, wie Sie wissen, eine vielköpfige Familie. Und fast kein Vermögen. Im Vertrauen: Haben Sie einmal an Ihr Versprechen wegen Erhöhung meiner Pensionsbezüge gedacht?“

„Ist schon in die Wege geleitet! Keinen Dank, Erzellenz! Geschieht gern! Das bin ich als Doktor gewohnt, den Leuten zu heißen. Schön' guten Mittag! Schau, der Herr Oberst. Da ist ein Stuhl, Liebster! Raus mit der Sprache! Unscheniert! Unscheniert! . . . Wo ich beispringe kann, da tu' ich es!“

Der Oberst Freiherr von Rothermal schnaufte etwas befangen. „'s is nur wege der Versekung von mein'm Schwiegersohn nach Darmstadt. Sie mache ja jetzt hier gut und schlecht Wetter! . . . Mei' Frau sagt als: ‚Geh nur zum Nimis! Was so ein großer Volksmann will, das geschieht!‘“

„No — no! Den Herrn Regierungssatzzeßist — den kriege wir schon nach Darmstadt. Also ich richt's, Herr Oberst, ich richt's! Entschuldige Sie nur, daß ich Sie nit 'nausbegleit! Da is schon wieder einer! Pseuffer — was gibt's, was hochst du, alter Spizhub?“

Zwischen Doktor Emil Nimis und dem roten Pseuffer, dem Rechtsanwalt aus Mainz, war das „Du“ nicht mehr nur eine Erinnerung an gemeinsame Schulbubenjahre, sondern seit den Iden des März ein einigendes Band der Befinnung.

„Mei' Leut' in der hessischen Kammer möchten wissen, ob du auch zur Kölner Dombaufeier fährst, Emil?“

„Ha freilich“, sagte der Geheimrat trozig. Es schien ihm schon ganz unmöglich, daß etwas ohne ihn geschehen könne. „Wenn der König von Preußen die ganze Paulskirche einlädt, so laß ich mich nit lang' bitten. Ich mag den König von Preußen so wenig wie ihr. Aber ich will mir den Mann doch wenigstens mal aus der Nähe angucken. Heut abend reis' ich ab . . .“

„Gott verzeih' dir dei' Neugier . . . Wer kommt denn da hergetappt . . .? Herold . . . Du bischt e Simpel, daß du unsern Aufruf für die edlen Polen nit umsonst hast drucke wolle.“

„Und du bischt e halber Franzos!“

„. . . 's is e wüschter Demagog“, sagte, als der blühende Mainzer Rechtsanwalt mit den goldenen Lösschen um das hitzige Gambinusgesicht und den strohend roten Backen hinausgerannt war, der Buchhändler Herold zu seinem Vogenbruder Nimis. „Aber übern Rhein hat's mehr so Zipfel, als m'r denkt! . . . Haben Sie schon einmal den Plan der konstitutionellen Zeitung erwogen, lieber Herr Geheimrat, die ich . . . ich denke mir, so recht in der Mitte, wegen der Abonnenten — nicht zu weit nach rechts und nicht zu weit nach links . . .“

„Wir machen's! Wir machen's! Da beißt fei' Maus ein Fädche ab . . . Ha — Wozu denn Dank? Verlaßt euch nur als auf den Nimis, ihr Leut'!“

Warm strömte es, als er wieder allein war, vom Herzen des Geheimrats Emil Nimis zum Kopf. Beide waren eins. Bereit, allen Menschen zu helfen und alles Gute zu tun. Er blieb im Zimmer stehen und rieb sich die Hände und lächelte freundlich und dienstwillig, obgleich niemand es sah als sein glattrasierter, beweglicher, dienstwillig aufgeräumter Doppelgänger im Spiegel. Ein wohlthuendes Bewußtsein seiner Allmacht und ihres lobenswerten Gebrauchs durchsonnte ihn. Er ging mit leichten, tänzelnden Schritten, anmutige Lebensflughheit auf den glatten Nienen, zur Tür und öffnete sie selbst. Er hatte einen abenteuerrischen Gast über die Rheinstraße kommen sehen.

„Schau mal an: d'r Louis!“

„Ist diese Schwelle zu erhaben für einen, den der Fluch der Erinnung in Deutschlands Mai mit dem Dalles schlug?“

„Spazier' als herei', du altes Laster, und bawwel nit!“

Dem trunfkälligen Menschenfeind zuckten über den blutrot um den Hals gewickelten Schal die scharfen, verwitterten Züge in hämischer Heiterkeit. Der gestricke Leibrock war eng um den hagern langen Leib geknüpft. Das Sohlenleder der Stiefel unter den zerfransten Hosen war eine klaffende Anklage wider die Welt. In der Bewegung der zweifelhaft sauberen Hand lag das Pathos der Barrikade.

„Qui vive, citoyen?“

„Weißt, Louis: Sprich Deutsch! . . . Du liebe Zeit — was riecht der Mann schon wieder nach Wein!“

„Zu den Waffen, Bürger Nimis!“

„Louis . . . laß doch die geschwollene Redensarte . . .“

„Ich kenne dich, du Beschwichtigungspulver! . . . Du narkotischer Geheimrat! . . . Du Hämorrhoidarier des Justemilieu!“

„Louis — freisch' nit so! Was willst denn?“

„Geld!“

Der Geheimrat sagte nichts, sondern zog gleichmütig den zierlich von seinen Töchtern in Perlen gestickten Beutel aus dem Hofenack.

„Geld! Ist es nicht eine Grimasse der Klio, daß ich des Mammons mangle, während der Blutsauger sich auf seidenem Pfühle bläht? Aber meine öffentliche Tätigkeit . . .“

„Ja. Die kenn' ich, Louis!“

„ . . . läßt mir keine Zeit mehr, meinen Beruf als Rechtskundiger auszuüben, und das Rätterche, meine Frau, mag nicht mehr für die Soldaten waschen! Sie spricht, ich verkaufe doch alles . . .“

„Recht hat sie!“

„Mögen die Fürstentnechte dreckig gehen! Aber meine Kehle ist heiser vom Reden an die deutsche Nation! Sie verlangt Beseuchung! . . . Ei, Emilche . . . was hast du denn da? . . . Guck emal . . . Frankfurter Dukate . . . ei . . . als noch mehr . . . badische goldene Zweiguldestückche . . . Jesses . . . der Beutel wird ja leer . . .“

„Nimm's nur, daß m'r dich unnütze Mann los wird! Weißt, Louis — das Beste an dir is' noch dei Sohn, der Anton . . .“

„Hei! . . . Der Scherge der Gewalt!“

„Wann er auch dank dir und dem Rätterche nur ein Korporal geworden ist — ich bin nit so . . . ich, der Onkel Geheimrat . . . ich hab den Anton heut Mittag zu Tisch gebeten.“



Philipp Franck: Cronberg im Taunus.

„Ich selbst kann deiner Einladung leider nicht folgen, Bürger“, sprach der alte Schauspieler und schob das Geld mit einer majestätischen Geste in die Tasche des von Schnupftabak beschmutzten pfirsichfarbenen Gilets.

„Ich hab' dich ja gar nit aufgefordert, Louis!“

„Eben darum“, versetzte der Louis in gedämpftem Theaterdonner und ging.

Man hätte nicht denken sollen, daß der gesittete und harmlos ehrerbietige junge Mann sein Sohn war, der eine Stunde später in dem Familienkreis des Geheimrats Nimis mit zu Tisch saß. Das grobe blaue Soldatentuch der Darmstädter Gardeinfanterie stach wunderbarlich von dem duftig zarten weißen Mull und Batist der Frau und der Töchter des Hauses ab. Aber Emil Nimis war jetzt ein Volksmann. Eben weil der Nefse nur ein Unteroffizier war, speiste er ihn vor aller Welt und legte ihm freundlich die besten Bissen vor.

„Noch was von dem Bickel, Antonche! . . . Ich nur . . . ich! Sollst nit hinnerher in der Dieburger Straß' den Kamerade sage, dei Onkel hätt' dich hungere lasse! Die Hühnerche sind delikat, Malwinche! . . . Ach ja . . . 's is e bucklige Welt! Aber sie wird doch als schöner von Tag zu Tag . . . alles kommt ins Lot! Sitz mir doch nit so traurig da wie e kranker Kanarienvogel, mei Brenche, mei Herzgebobbelts! . . . Du wirst auch wieder lache lerne! Du bist noch jung! . . . Und ich, denk' dir nur, Frau — ich bin's auch!“

Frau Malwine Nimis war's selber noch. Man glaubte ihr das Kleeblatt der großen Töchter kaum. Kosig und rund, lebenswarm blühend, ein Stück nach dem Reich verpflanztes freundliches Alt-Wien, thronte sie neben ihrem Mann. Der besann sich, am Ende des Mahls, wieder vom behaglichen Hausvater auf seine Würde als Volksvertreter.

„Ja, übermorgen werde ich ihn nun von Angesicht zu Angesicht sehen“, sprach er feierlich. „Ihn, den Schwager des Zaren, Friedrich Wilhelm von Potsdam! Fürchtet nicht von eurem Vater, daß er als Schranze vor den Preußenkönig tritt! Erhobenen Hauptes werden ihn seine Kölner Gäste erwarten! Hier wir, die Männer der Paulskirche, die wir Deutschland sind, dort er, der nicht Preuße ist, aber es zu sein vermeint.“

„Ja, was is er dann eigentlich?“

„Wer das wüßte! liebe Frau! Ich sprach in der Paulskirche viele, die ihn kennen, und alle sagen dasselbe: Ein Heiß der Willensschwäche von Gottes Gnaden! Seine Macht dünkt ihm von Gott! So läßt er sich von niemand raten. Seinen Taten aber fehlt die Menschenkraft. Sie gehen im Zickzack. Wiegen sich wie das Rohr im Winde. Ewig verschlingt bei ihm das Heute das Gestern. Er ist ein glänzender Redner! Er überragt weit seine Umgebung. Er ist voll Witz und Geist und Bildung. Er will das Beste. Aber er lebt in der Romantik einer Zeit, die niemals war. Aus der Wirklichkeit heraus stehen übermorgen wir vor ihm! Welt, halte den Atem an, wenn Deutschlands Volk und Preußens König sich begegnen und aus den Glocken des Kölner Doms — falls sie schon läuten — die Schicksalsfrage klingt: Preußen, willst du deutsch werden? Du warst meist gegen unser altes Österreich und unser altes Reich. Der Russe war dein Freund, er, der das Talglicht schluckt, statt mit ihm milde die Nacht zu erhellen! Nun, Preußens Majestät, Erbe des Großen Friedrich, siehe: Das deutsche Volk bietet dir zum Küttelschwur die Hand . . . so etwa werde ich zu ihm sprechen, falls er etwa grade mich anreden sollte . . .“

„Der Harro schreibt, der König redete immer selber“, sagte das Brenche trohig. Der Vater warf ihr einen mißbilligenden Blick zu.

„Er pflegte zuzuhören, wenn sein Petersburger Schwager, der düstere Reuße, sprach. Er wird jetzt auch hören, wenn Deutschland spricht! Die Paulskirche ist eine Macht, stärker als das unendliche Zarenreich. Denn ihr Reich

kennt überhaupt keine irdischen Grenzen! Es gestaltet sich frei aus sich heraus. Es fürchtet keinen Feind.“

„ . . . und schlimmstenfalls sind ja auch gleich wir aus Darmstadt und die Preußen und Österreicher aus Mainz zur Hilfe da . . .“

Der Geheimrat Nimis rückte die goldene Brille zurecht. Sie funkelte in überraschtem und ungläubigem Lirger nach dem Ende des Tisches, wo der junge Unteroffizier bescheiden fortfuhr: „Ich meine nur . . . falls es einmal nötig ist . . . in Frankfurt . . .“

„ . . . die Paulskirche zu schützen? Ei, mein Teurer: Die Paulskirche schützt sich durch ihr übertragenes Recht und die geistige Macht ihres Daseins!“

„ . . . wenn das nur die Sachsenhäuser Krischer recht begreifen, die neulich, als ich in Frankfurt drüben war, meinten, sie zöge nächstens rüber und schläge Lärm!“

Der junge Anton Nimis wurde rot in dem Bewußtsein, wider Willen etwas Unschickliches gesagt zu haben, so ungewohnt schroff und spöttisch versetzte der Geheimrat, während er aufstand und die Tafel aufhob: „Gott weiß, mein lieber Neveu, in welchen Spelunken du dich da aufgehalten und dem Gemurmel des gemeinen Pöbels gelauscht hast . . . Die Paulskirche ist kein Wirtsboden, wo sich die Knoten prügeln, sondern ein Turnierplatz edler Geister.“

Die Worte eines jungen, unwissenden und unerfahrenen Sohnes der Soldateska . . . aber ein peinlicher Nachhall blieb doch in des Geheimrats Nimis Ohr, so wie vor Monaten, als der alte reiche Hamburger Kaufmann John Lüdingworth so nüchtern gemeint: „Der König von Preußen hat viele Kasernen!“ Hab' du nur deine Kasernen, Friedrich Wilhelm, der Vierte des Namens! Lasse nur exerzieren, manövrieren, kommandieren, inspizieren! Wir kommen! Die Paulskirche naht, am Bug unseres Rheindampfers flattert stolz das schwarzrotgoldene Banner des Reichs! — — —

Wir kommen! Das Rheinschiff schwimmt den deutschen Strom hinab. Die Ufer des Baters Rhein sind schwarz von Menschen! Sie winken und jubeln! Die Flaggen und die Fahnen, die Wimpel und die Bänder, die bunten Tücher und Teppiche bilden fast ein einziges Band längs der ehrwürdigen, altersgrauen Städte, der ragenden Ruinen, der lieblichen Landhäuser und steilen Weinbergmauern. Und wenn auch der Regen in Güssen strömt, die Luft ist nicht nur vom Nebel grau, sondern auch vom Knallen der Freudenschüsse. Die Flinten und Büchsen knattern, die Mörser dröhnen, die Böller krachen — ein Viktoria-schießen begleitet Stunde um Stunde unsere Fahrt.

Da war Koblenz. Ein Wald von Schwarzrotgold und Schwarzweiß am Zusammenströmen des Rheins und der Mosel. Gegenüber dem Deutschen Eck bligte und donnerte der Ehrenbreitstein. Preußische Truppen standen in langen dünnen blauen Linien auf seinen Terrassen, eine die andere bis ganz hinauf überhöhend. Der Pulverquall, der aus den Scharten der Festung quoll, umwallte sie, als kämpften sie in einer Schlacht. Die Hänge des Rheinufers warfen zu beiden Seiten das Brüllen der Kanonen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Und dann kommt die große Stille

Von Paul Karl Keller.

Und dann kommt die große Stille
Nach des Lärmes Überfülle. —

Lezter Arbeit Räderrollen,
Leztes Tönen, leidverschollen,
Aus den engen Kummergassen.
Lezter Schrei von Fluch und Hassen,
Der im ew'gen All verflutet,
Lezter Schein, der sacht verblutet,
Leztes Lied aus Umselekehle,
Leztes Schluchzen meiner Seele. —

Und dann kommt die große Stille. . .

Zu meinem 60. Geburtstag * Von Philipp Franck.

Vorbemerkung der Schriftleitung. Philipp Franck ist nicht nur ein Meister der Farben und des Pinsels, er versteht es auch ausgezeichnet, zu plaudern und zu erzählen. Darum fanden wir keinen Berufeneren als ihn selbst, als wir uns umsahen nach jemand, der uns etwas sagen könnte über dieses beneidenswerte, von reinem Blüten und reifen Früchten still überquellende Leben und Arbeiten eines Künstlers, der nach Jahrzehnten künstlerischer Ernte immer noch und immer wieder frisch wie am ersten Tage neue Saat ausstreuete, und dem jedes Vortreffliche immer noch nur als eine Stufe zur Vollendung gilt und dient. Das macht: Er ist ein ganzer und voller Mensch und Künstler, der nicht in irgendeinem aufdringlichen Schrei der Tagesmode seine Lösung findet; der weiß, daß, wer auf der Höhe einer Kunst Herr sein will, vor allem ihre handwerksmäßigen Grundlagen behüten muß, daß erst gehen können muß, wer tanzen will. Heute ertönen angebliche Expressionisten den Markt mit ihrem Klippeschulstübengegeschrei. Philipp Franck ist Impressionist, weil seine Kunst ohne Impressionismus denkbar ist — falls man sich unter dem Schlagwort überhaupt etwas vorstellen können; — Philipp Franck ist Expressionist, weil seine Kunst ohne Expressionismus denkbar ist — falls dieses Schlag- und Totschlagwort überhaupt einen Sinn haben soll. Er ist einer, der was kann, nehmt alles nur in allem, und darum feiner von denen, die es nötig haben, ihrer Impotenz eine große aufgeplasterte Perücke von verwegenen Redensarten aufzusetzen, um schwachen Geistern, die sie sonst aus'Achen würden, durch ihre bramarbasierende Haarigkeit zu imponieren. Aber hören wir den Meister selber:

Das Kirchenbuch und das Standesamt der damals freien Stadt Frankfurt am Main sagen einstimmig aus, daß ich dort am 9. April 1860 zur Welt gekommen bin. Solchen Zeugen muß auch ich glauben, so schwer es mir fällt, da ich noch nichts von meinen sechzig Jahren spüre.



Philipp Franck: Meine Mutter.

Ein Ereignis in meiner frühesten Kindheit machte großen Eindruck auf mich, nämlich die Geburt meiner jüngsten Schwester. Damals war ich vier Jahre alt. Meine Schwester interessierte mich weniger, wohl aber der Storch, der sie gebracht hatte. Ich bedeckte ein Blatt Papier mit Krüzeleien von Störchen. Meine Großmutter väterlicherseits, die dies sah, rief begeistert aus: „Der Bub muß Maler werden!“

Mit demselben Eifer, mit dem ich zu zeichnen begann, sang ich aber auch Meine Mutter, die Tochter des „Singemeyer“, eines der Begründer des Frankfurter Viederkranzes, war ein richtiges Singvögelchen. Sie gab auch Musikstunden, und wenn die Schülerinnen weggegangen waren, sang ich Mendelssohnsche Duette nach, selbstverständlich allein. Große Vorliebe hatte ich für „Entflieh mit mir und sei mein Weib“. Das war in meinem sechsten Jahre.

Von meinem zwölften Jahre ab erfaßte mich der Theaterdämon. Erst galt's einem Puppentheater, für das ich in Ge-

meinschaft mit einem Freunde Ritterstücke verfaßte. Später mimenten wir Schiller und Shakespeare, und für Molière und Lessing konstruierten wir eine vollständige Bühne mit selbstgemalten Kulissen.

Aber Tanten und Onkel hielten meiner Großmutter Wort vom Malerwerden angesichts meiner weiteren Zeichnungen und Malereien aufrecht. Nur mein Vater widersetzte sich dem. Als ich ihn später bat, Maler werden zu dürfen, sagte er: „Was brauchst du Maler zu werden. Du bist doch in der Schule ein guter Schüler.“ Als Kaufmann in der berühmten Handelsstadt war ihm der Handel das erste und notwendigste.

Noch vor seinem Tode, als ich fünfzehn Jahre alt war, gab er seine Einwilligung, daß ich Architekt werden sollte. Das war doch in seinen Augen eine nützliche Kunst. Zwei Jahre danach trat ich als Schüler in das Städelsche Kunstinstitut ein, erst als Architekt. Dann aber, als meine Mutter meinen Bitten nicht mehr widerstehen konnte, wurde ich Schüler des Malers Heinrich Hasselhorst und hatte auch Altzeichnen bei dem großen Nazarener Eduard von Steinle.

Am Städelschen Institut habe ich zwei Jahre lang gründlich zeichnen gelernt, aber mein Drang nach eigener freier Entwicklung fand dort keine rechte Befriedigung. Als ich Wilhelm Steinhausen und durch ihn Hans Thoma kennenlernte, spürte ich schon frischere, freiere Luft. Lernen wollte ich, gründlich, von unten auf, langsam wollte ich mich entwickeln und reifen nach meiner Art. Aber als ich aus diesem Verlangen heraus nach Cronberg im Taunus als Schüler des Malers Anton Burger übersiedelte, in die Gegend, die ich als Junge schon bei jährlich sich wiederholendem Sommeraufenthalt so über alles lieben gelernt hatte, fand ich mich wieder in demselben Zwang. Wie Steinle seine Schüler zu kleinen Steinles, so wollte Burger die seinen zu kleinen Burgers machen. Statt Handwerk wurde mir eine fremde Kunst geboten, die, so groß sie war, doch nicht die meine war. Man versuchte Kunst zu lehren, die man nicht lehren kann, statt des Handwerks, das ich allein erlernen wollte.

So kam ich auch, als ich im Jahre 1881 von Cronberg nach Düsselndorf auf die Akademie ging und erst Schüler Eduard von Gebhardts und dann Meisterschüler Dückers wurde, wieder



Philipp Franck: Die Näherin.

mit meinem künstlerischen Empfinden in schwere Kämpfe. Ohne es vielleicht zu wollen, beeinflusste Gebhardt seine Schüler so stark, daß wieder kleine Gebhardts die Folge waren. Ohne es zu wissen, sah Dücker nur in seinem Schaffen die Kunst. Ich malte daher in den letzten Jahren meines Düsseldorfser Aufenthalte viel für mich und stoh aufs Land nach Benrath. Als ich einstmals ein im Benrather Park entstandenes großes Bild zu Dücker auf die Akademie brachte, meinte er: Entweder müsse ich's so lassen, oder ich müsse es, wenn es ihm gefallen solle, ganz ummalen. Darauf erwiderte ich: Ich wolle das Bild so lassen.

Von 1881 bis 1887 bin ich auf der Akademie in Düsseldorf geblieben, habe viel studiert und probiert, habe auch 1884 in London auf einer großen Ausstellung eine Medaille erhalten. Gebhardt als Mensch war von rührender Größe, Einfachheit und Liebenswürdigkeit. Dücker war gleichfalls gütig und freundlich, aber er bemerkte meine Unzufriedenheit, die er sich nicht recht erklären konnte. Konnte ich doch selbst damals nicht begreifen, was die Ursache war, daß ich nicht als großes Akademiemitglied erschien. Die Akademie wollte, wie die Welt überhaupt, möglichst schnelle, rauschende Erfolge. Mir aber erschien ein Erfolg stets als ein Ende und nur dann von Wert, wenn er der Anfang eines neuen Aufstieges war. Unstet nannte man mich, weil ich mich nicht als Fertigen fühlte. Aber reifen oft nicht die besten Früchte am langsamsten?

So zog ich ins Freie, malte als einer der ersten Anhänger des Pleinairs meine großen Bilder ganz nach der Natur und stellte mit Vorliebe Rokokogärten dar. Ich zog dem Rokokofürsten Karl-Theodor nach, von Benrath nach Schwetzingen, kam auch nach Würzburg, wo ich zwei Jahre blieb, und endlich nach Potsdam.

Da sich in Würzburg einige Schüler einstellten, begann ich selbst zu lehren mit dem Erfolge, daß es mir anfang, Freude zu machen. So beschloß ich, mich in Berlin der Zeichenlehrerprüfung zu unterziehen, die ich 1890 bestand.

Dann war ich ein Jahr Zeichenlehrer an der Latina der Frankeschen Stiftungen in Halle a. d. Saale.

Ohne daß ich es ahnte, war dies der Wendepunkt in meinem Leben. Eine Berufung als Lehrer an die Kunstschule in Berlin im Jahre 1892 war die Folge. Nun hatte ich die Zeichenlehrer für Preußen auszubilden. Nun konnte ich die Kunst-



Philipp Franck: Sonnenblumen

erziehung des Volkes von Grund auf beginnen. Nun konnte ich lehren, was ich erlehnt hatte, das streng handwerkliche, wie man es in allen großen Kunstzeiten getan hatte.

Aber ach, auch hier gab's Hindernisse. Wie sah es mit der Vorbildung der Zeichenlehrer aus? Wie wurde in den Schulen



Philipp Franck: Die Enkelin

unterrichtet? Statt nach der lebendigen Natur, zeichnete man dort gedruckte ornamentale Vorlagen ab, stellte Holzklöße dar und wischte in Gstampemanier nach Gipsmodellen.

Ich gedachte wehmütig meines ersten Zeichenlehrers an der höheren Bürgerschule in Frankfurt, des Malers Hoff, der ein Schüler des großen Ludwig Richter gewesen war. Der ließ uns nach der Natur zeichnen, erst Schränke, Tische, dann Ausichten aus dem Fenster. Ich durfte meine Mitschüler beim Zeichnen abkontertieren. Hoff brachte uns Originalzeichnungen seines großen Lehrers mit, auch Kupferplättchen, die dieser geätzt hatte. Diese gingen unter uns Schülern von Hand zu Hand.

Von all diesem Leben war in dem Zeichenunterricht der Schulen fast nichts zu spüren. Das Stuhlmannsche System herrschte mit seinem verstandesmäßigen Drill. Die Maße einer Zeichnung wurden in Zahlen angegeben, wie sie der gedruckte Leitfaden aufwies. Sehen lernten die Schüler nicht. An ihr Gefühl und ihre Empfindung machte man keine Ansprüche.

Welch hohe Aufgabe tat sich mir da auf! Ich empfand es nicht einen Augenblick als ein Hinuntersteigen von meiner Kunst, nein, als eine hohe Mission sah ich es an, möglichst viele Menschen sehend zu machen, möglichst viele teilnehmen zu lassen an den Schönheiten der Natur und der Kunst, an denen sie jetzt blind vorübergingen. Freilich selbst zum Genießen gehört Studium, und Können muß man sich erwerben, wenn man lehren will. Eine Folge der zu geringen Ausbildung der meisten Zeichenlehrer ihrer großen Aufgabe gegenüber war auch ihr geringes Ansehen. Viele waren damals an den Schulen tätig, die gar nicht fachlich vorgebildet waren. So suchte ich zunächst die Leistungen der Zeichenlehrer auf eine größere künstlerische Höhe zu bringen. Bei der Feststellung der neuen Lehrpläne für den Zeichenunterricht in Preußen durfte ich mitwirken und die Reform dieses Unterrichts einleiten. Revisionsreisen, deren Zweck es war, den Zeichenunterricht in sieben preußischen Provinzen anzusehen und den Lehrkräften beratend zur Seite zu stehen, folgten. Seit vierundzwanzig Jahren habe ich Preußen durchkreist und viele Hunderte von Schulen angesehen. Dabei habe ich die deutsche Heimat gründlich kennengelernt von der holländischen Grenze quer herüber bis Königsberg.

Und die Jugend, meine Jugend an der Kunstschule, der ich wohl viel Kraft und Zeit widmete, wie viel hat sie mir aber auch wiedergegeben! Im Lehren habe ich gelernt. Nicht nur



Philipp Franck: Das Frühstück.

für den Unterricht, sondern auch gerade für meine Kunst. Der beständige Verkehr mit der Jugend hat mich jung erhalten. Ihre Sorgen und ihre Wünsche, ihr Innenleben, ihre mit der Zeit wechselnden Ideale habe ich mit-erlebt. Dem beständigen Wechsel der Richtungen in der Kunst habe ich das nicht wechselnde Handwerk und den Sinn für Qualität gegenübergestellt. Ich habe dann aber auch nicht der Henne geglichen, die ängstlich wird, wenn ihre Ententkücken lustig im Wasser pladdern.

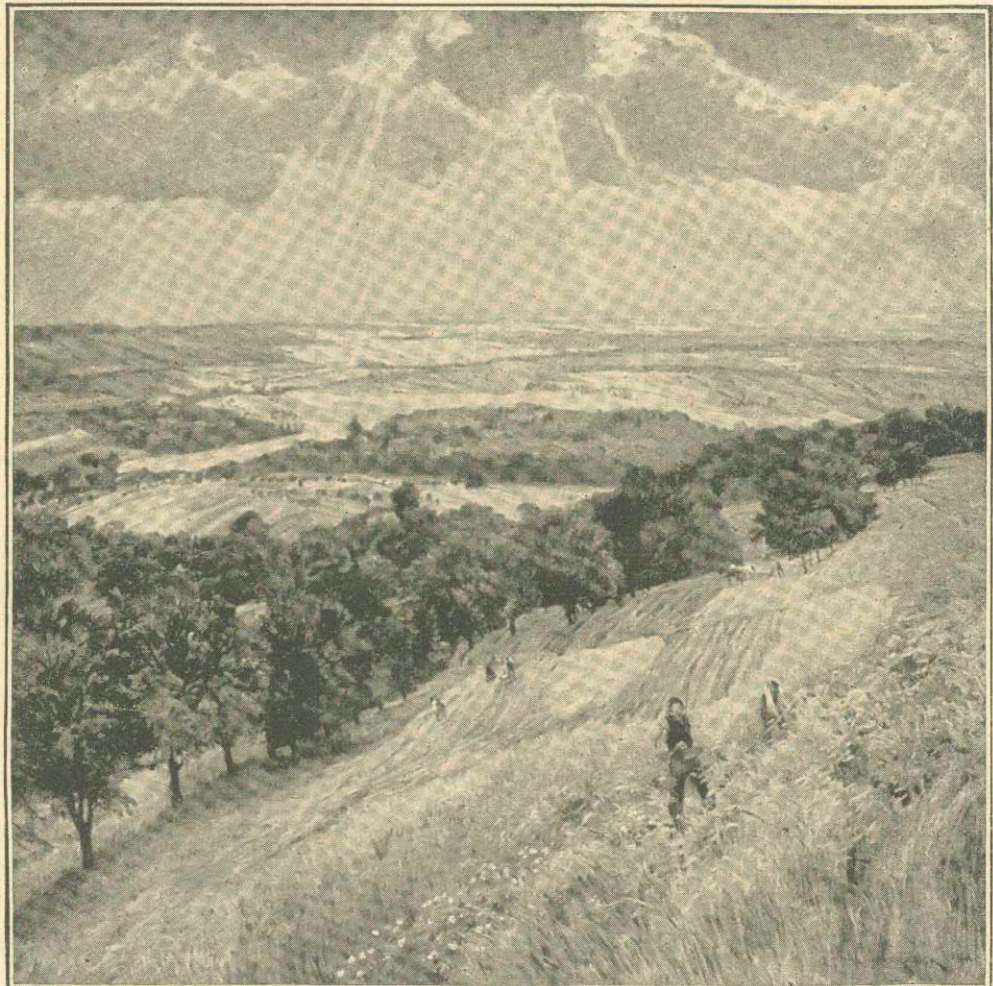
Nein, die Jugend hat mich nicht am eigenen Schaffen gehindert. Meiner Kunst konnte ich in vollem Umfange treu bleiben. Ich war einer der Begründer der Berliner Sezession. Damals gehörte für einen Beamten noch Mut dazu. Ich lernte die Mark lieben und darstellen und entdeckte mein Dörfchen Stolpe bei Wannsee. Blühende Obstbäume, arbeitende alte Frauen auf dem Felde, Kinder beim Spielen, die stillen Ufer der Havel habe ich dargestellt. Wie froh war ich, daß ich mich nicht auf ein Gebiet festgelegt hatte. Oft schwankte ich, ob ich zur Landschaft berufen sei, dann kamen die Figurenbilder an die Reihe. Und wenn bei diesen einmal die jedem Künstler gewohnte Erschöpfung sich einstellte, trat die Landschaft wieder in ihr Recht. Reisen nach Rügen und in den Spreewald erhöhten nur den Reiz, den die Mark auf mich ausübte.

Max Liebermann wurde mein großes künstlerisches Erlebnis. Corinths gewaltige sinnliche Kraft löste verwandte Seiten in mir

aus. Trübners großes, edles Handwerk bestätigte meine Wertschätzung für diese Grundlage aller künstlerischen Tätigkeit und Qualität; hat er mir doch sagen lassen, als er mein Bild „Mutter und Kind“ sah, er wünsche, er hätte es gemalt. Mit diesen großen Künstlern war und bin ich in Freundschaft verbunden, die auch nicht litt, als die Sezession — leider, ach leider — sich spaltete und hie Liebermann, hie Corinth die Lösung wurde. Zum Parteimann hatte ich niemals Talent.

Die Direktion der Kunstschule, die mir 1911 kommissarisch, 1915 definitiv übertragen wurde, hat das Band mit der Kunsterziehung in Preußen noch fester geknüpft. Möchte man immer mehr erkennen, wieviel die Erziehung der Sinne für die Allgemeinbildung eines jeden Menschen bedeutet, daß sie unerlässlich ist als Ergänzung zu der wissenschaftlichen und Verstandesbildung, die vielfach unsere Schulen einseitig beherrscht! Möchten auch die Künstler erkennen, wo einzusetzen ist, wenn sie sich über Unverständnis des Publikums beklagen!

Nach Wannsee war ich ganz übergesiedelt in ein kleines Häuschen im Kiefernwalde, das ich, oder vielmehr meine Frau, mir erbaut hatte. Eine Reise nach Stalien auf ein Viertelsjahr im Frühjahr 1913, besonders ein Aufenthalt in der Villa Falconieri in Frascati, brachte als Hauptergebnis eine große Sehnsucht nach dem Taunus. Reise hatte sie sich oft vorher schon angemeldet. Der Anblick der Albanerberge und der Campagna brachte sie zum Ausbruch. Das waren ja dieselben Berglinien, dieselbe endlose Ferne breitete sich aus, über der ich als Knabe so oft geträumt. Dieselben Wolkenschatten zogen darüber hin. Hier war St. Peter. Dort hatte man St. Bartholomäus, den schönen Frankfurter gotischen Dom mit seinem Pfarrturm, als ein weit-
hin erkennbares Wahrzeichen. Hier hatte man die Übermündung und das Meer in der Ferne. Dort schlängelten sich die silbernen Bänder des Mains und des Rheins durch die weiten Ebenen.



Philipp Franck: Durchbrechende Sonne.

Also zog ich wieder zur Heimat in den Taunus, monatelang, im Frühling, im Hochsommer, und malte wieder meine geliebten Fernblicke über die Mainebene hin bis zum Odenwald und zur Rhön, die Berge, das Reichenbachtal, den Falkensteiner Wald. Und auch die Menschen fand ich zum Teil wieder, mit denen ich in der Jugend gelebt. Nur Meister Burger war gestorben, und mit seinem Hinscheiden war die Künstlerkolonie Cronberg, dieses Idyll und Ideal einer Künstlergemeinschaft, vergangen und verschwunden.

In letzter Zeit habe ich mich wieder der Darstellung all meiner Lieben und meiner nächsten Umgebung zugewandt: Meine Frau, meine Kinder, meine Enkel, mein Gärtchen, die Gärten

meiner Bekannten am Wannsee, meine Blumen, diese kleine und doch so große Welt, die mir täglich vor Augen steht und täglich zum Erlebnis wird, habe ich gemalt. Es geht mir aber wie dem alten großen japanischen Künstler Hokusai, der mit sechzig Jahren meinte, er wolle sein ganzes bisheriges Werk vernichten, denn er wolle mit siebzig etwas noch Besseres leisten, damit er mit achtzig und neunzig Jahren ein anständiger Maler werde. Diesen Mut und die Kraft zum weiteren Aufstieg, diesen Glauben und die Hoffnung auf stete Bervollkommnung, die möchte ich mir nicht rauben lassen, und wie der alte Japaner möchte ich nicht denken, daß ich vor einem Ende stehe, sondern vor einem neuen Anfang.

Jan Viefers und sein Gaul * Von Wilhelm Momma.

Weit draußen am Rande der Großstadt stehen die Häuser, wie bei einem Menschenaufmarsch die wenigen, die ihre Neugierde nicht befriedigen konnten, weil für sie kein Platz in dem Gewühl war, weil sie mit Ellbogen und Schimpfreden sich nicht eine Gasse durch das Gedränge bahnen konnten. Sie stehen abseits und warten, ob nicht einer sich aus dem Gewoge herauswindet, der ihnen erzählen kann. So stehen die Häuser am Rande der Großstadt an der Landstraße, die sich aus dem Häusermeere herauszwängt, wie wenn sie draußen einmal Atem schöpfen wollte. Über eine solche Landstraße rattert zur Winterzeit ein klapperndes Gefährt, eine alte Botenkarre, an der die Zeit und der ewige Gebrauch ihr Werk teilweise schon getan haben. Sie schwankt von einer Seite auf die andre wie Menschen, die nicht recht fest mehr auf den Beinen sind. Das Segeltuchdach ist zerrissen und verwittert, und der Regen, der Jahrzehnte hindurch oft an ihm nieder zur Erde floß, hat seine Spuren deutlich sichtbar auf ihm zurückgelassen und die großen, schwarzen Lettern, die über Besitzer und Zweck des Fuhrwerks Auskunft gaben, zum Teil verwaschen.

„Jan Viefers“ ist noch zu entziffern, „Bote nach —“ noch so eben zu raten.

Wohin Jan Viefers fährt?

Wer braucht das zu lesen! Es kennt ihn jedes Kind hier draußen und drinnen in der Stadt, und jeder weiß, zwischen welchen beiden Zielen er hin und her pendelt.

Jeder Vorübergehende — hier draußen sind es nur noch wenige — schaut hinter dem ächzenden Fuhrwerk her und besieht neugierig den alten Viefers, der in seinem löcherigen, grünlich schillernden Mantel, die Hände in groben Fausthandschuhen, neben dem Wagen herklappert. Auch ihm sitzt das Alter in den Beinen, ihm und seinem Gaul. Der trottet steifbeinig durch den Schnee. Kein Peitschenknall treibt ihn in schnellere Gangart. Die Peitsche würde vergebens knallen, und dem alten Viefers läuft der Gaul niemals zu langsam.

Sie haben eine gewisse Ähnlichkeit, die beiden. Jeder sagt das, der sie einmal anschaute. In des Alten wetterhartes Gesicht hängen die strubbligen weißen Haare bis herab in die Augen und schauen allzu neugierig unter der Tuchkappe hervor, die schon auf das Haar gestülpt wurde, als es noch schwarz war. Jetzt ist es weiß, schneeweiß, an Samstagabenden wenigstens, wenn er sich sauber gewaschen hat. Sein Bart ist wüst und bedeckt fast das ganze Gesicht. Der Gaul aber ist ebenso zottig und langhaarig, und ein Zopf seiner spärlichen Mähne hängt ihm über die Stirn herab und schlenkert vor seinen Augen hin und her.

Die Augen! — Jetzt entdecken wir es, wie sie den beiden zu dieser gewissen Ähnlichkeit verhelfen. Es war ein Glanz in beider Augen, und dieser Glanz ist erloschen. Nur die Erinnerung daran ist geblieben. Die Augen sind wie eine traurige Geschichte, die freud- und schmerzlos endigt.

Ob's diese Augen einmal waren, durch die sich das innige Verständnis zwischen Mensch und Tier einst an-

bahnte, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr sagen. Sie erzählen nicht mehr. Es ist alles tot in ihnen.

Aber die beiden verstehen sich, wie Menschen sich nur verstehen können. — Es ist kalt, bitter kalt, wie Wolken geht der Atem Mensch und Tier aus der Nase, und was nicht wie Nebelschwaden über die Landstraße zieht, setzt sich als Eisnadeln in den zottigen Haaren fest. Der Alte sagt keinen Laut; er flucht nicht, er schimpft nicht mit dem Tiere und sagt ihm auch keine Freundlichkeiten; schweigend torkelt er neben dem Gefährt her. Bisweilen nur bleibt er stehen, schlägt seine Arme über der Brust zusammen und haucht die Fausthandschuhe an, die so dick sind, daß Ofenwärme kaum da hindurchdringen würde. Geduldig hält dann auch sein Gaul und wartet, bis das Leben seinem alten Herrn wieder bis in die Fingerspitzen gekrochen ist. Dann trotten sie beide weiter.

Von Zeit zu Zeit erscheint in der Tür eines der hier schon vereinzelt stehenden Häuslein eine zusammengekauerte Gestalt oder in einem sich öffnenden Fenster ein verhüllter Kopf, und eine Frage schallt hinter dem Knarren und Klappern her wie vom Haus herüberschallendes Hundegebell. Dann bleibt der Gaul von selbst stehen, sieht seinen Herrn fragend an, wie wenn er sagen wollte: „Hast nichts gehört?“ Der blickt sich nicht um; noch einmal muß der Neugierige fragen, dann be stimmt er ein „Jo!“ oder „Nä!“ zur Antwort, je nachdem der Alte in der Stadt zu bestellen hatte.

Dann trottet sie stumm weiter. — Sie verstehen sich.

Einsam ist die Landstraße jetzt. Das letzte Häuslein, aus dem schon der trauliche Schimmer der Lampe heraus auf den schimmernden Schnee fiel, liegt hinter ihnen. Wie Befenreifer ragen die kahlen Pappeln zu beiden Seiten hoch, und wenn ein Windstoß sie trifft, rieselt es wie eine weiße Staubwolke zur Erde nieder. Weit dehnt sich die weiße Ebene, bis in der Dämmerung der Schnee oben und unten sich die Hand reichen. Jenseit des Straßengrabens stapft eine Krähe über den hartgefrorenen Schnee und hebt umständlich die Beine hoch, eins nach dem andern. Durch das Rattern und Klappern auf der Landstraße wird sie aufgeschreckt. Mit müden Flügelschlägen hebt sie sich in die graue Luft und krächzt einige Male: „Rab! Rab!“ — Und der Ton ihrer Stimme ist wie das Auge der beiden, die da über die Landstraße klappern, wie eine traurige Geschichte, die ohne Schmerz und ohne Freude endet. — Schließlich läßt sie sich in einiger Entfernung wieder müde zur Erde nieder.

Eine Stunde trotten die beiden Weggenossen so voran, zwei Stunden, und das trübe Licht der flackernden Wagenlaterne huscht zwischen den Beinen des steifen Gauls hindurch über den leuchtenden Schnee. Und immer tönt das Glöcklein des Kummets durch den kalten Winterabend wie ein einsames Stimmchen. Dann tauchen in einiger Entfernung die Lichter eines Dorfes auf, eines, mehrere, viele. Der Gaul hebt den Kopf und schnaubt mit den Nüstern, daß der Hauch herausstößt wie bei einer Lokomotive. Auch der Alte läßt ein zufriedenes Brummen hören. Das

ist das einzige, was die beiden miteinander reden — und auch das ist für Nichteingeweihte unverständlich. Die Lichter da vorn sind in der nebeligen Luft wie feuchtrübe Augensterne. Es schneit, in tollem Tanze wirbeln die Schneeflocken durch die graue Unendlichkeit.

Dann wird die Straße holpriger. Der Karren knarrt auf dem schlechten Dorfstraßenpflaster. Das Gebimmel geht durchs ganze Dorf, von Haus zu Haus, macht die Tür auf und ruft hinein: „Der Jan ist da! Erwartet ihr was?“ Und hier und da huscht eine Weibsgestalt aus dem Häuslein, wartet im Gartentürchen, späht nach dem huschenden Lichtlein, das jetzt auch an den niedrigen Häuserfronten emporleckt, und ruft, als es näher kommt: „Häst de war för mech, Jan?“ — „Jo!“ antwortet der, geht hinter seinen Karren und hebt eine Kiste oder ein Paket oder sonst etwas herab und reicht es dem Weibe hinüber. Dann trottet er weiter. Sein Pferdchen hält nicht still dabei.

Sie haben's eilig, heimzukommen.

Durchs ganze Dorf geht das Gebimmel, und dann, einmal — hat es Feierabend. Dann ist's still im Dorfe. Man hört nur noch, wie Jan Biefers mit dem Geschirr rasselt, als er seinen Gaul ausspannt und ihn in den düstern, bau-fälligen Stall führt. Er selbst torkelt mit schlürfendem Schritt über die holprige Straße hinüber, ist bei der Witwe Lohmann, bei der er ein Dachzimmerchen bewohnt, den Teller Erbsensuppe, den sie ihm auf der Ofentrommel warmgestellt hatte, und geht zu Bett.

Was soll er lange aufbleiben! Zu denken hat er nichts, und morgen ist er bei Tagesgrauen schon wieder auf der Landstraße.

Raum fünf Minuten liegt er wach, dann schläft er fest wie ein Kind. — Und draußen ist die unheimliche Winternacht, die den, der zu ihr herauschaut, schauern macht bis ins Herz hinein. Es schneit nicht mehr. Still flimmernde Sterne blicken durch die dunkle Unendlichkeit vom weißblauen Himmel hernieder. Sie blicken auch zu Jan Biefers ins enge Kämmerlein.

Winternachtsruhe!

Wer hört etwas verstohlen knistern und knuspern, wie wenn Mäuse irgendwo unbemerkt ihr unheimliches Wert tun?

Unsinn ist's! Draußen knistert der Schnee, und es friert, daß es kracht! Wer will da horchen auf ein heimliches Geräusch! Das Ohr täuscht sich so leicht. Im Dorf liegt alles in süßer Ruh. Kein Lichtschimmer ist in den Gassen und Häusern zu sehen. Nur der fahle Mondschein liegt auf dem weißen Schnee.

Und etwas Rotes mischt sich darunter — wie Blut.

Darüber aber ist die Dunkelheit.

Keiner sieht es, wie irgendwo etwas aufspringt, unheimlich, geheimnisvoll, wie das Knistern, das das Ohr täuschte. Es springt auf und reckt sich hoch und ist wie eine drohend zum Himmel erhobene Hand, wie eine Faust, die irgendeinem nach der Gurgel greifen will. Und dann wieder duckt es sich, wie wenn es sich verbergen wollte, und irgendwoher glüht es wie sprühende, lauernde, gierige Augen.

Es braucht sich nicht zu verbergen! — Keiner sieht es!

Im Dorf ist alles still. Alles. Kein Lichtlein ist mehr in den Gassen. Nur der weiße Mondschein liegt auf dem weißen Schnee, und — etwas Rotes ist darunter — wie Blut.

Darüber aber ist die Dunkelheit.

Irgendwo — irgendwo reckt sich's jetzt wieder auf, breit-spurig, behäbig, wie wenn ein Stier vor einem vollen Troge steht. Gieriger fließt das Rot, das wie Blut im weißen Mondlicht auf dem weißen Schnee liegt. Wie ein Stier stößt das Unheimliche sein Maul nieder in die vollen Scheunen des Bauern Rösler und nieder zu dem bau-fälligen Stalle, in dem Jan Biefers Klepper steht; und dann

reckt es seinen breiten Nacken hoch wie in überquellender Kraft, wie um in jauchzendem Ruf das Bewußtsein dieser Kraft in die graue Ebene hinauszubrüllen. Seine Augen werden glühend und immer glühender, daß ihre Glut weit-hin übers Dorf lodert, und in den Gassen ist es, wie wenn das Blut in Strömen über den Schnee flösse. — —

Winternachtruhe!

Wer hört es unheimlich verstohlen knistern?!

Wer hört das Fauchen und Schnauben des Stieres, der durchs Gehege drang und in fremde Scheuern brach?!

Wer sieht das Blut, das durch die Dorfassen über den Schnee rieselt?! — —

Alles ist still. — Hier scheinen die Nacht und ihre Ruhe daheim zu sein! — —

Und dann springt der Mensch auf in rasender Wut, der Mensch, dem der Schein aus den Augen der Bier grell ins Gesicht loderte und ihn jach aus seinem Schlummer riß. Halb nur bekleidet stürzt er hinaus auf die Gasse und brüllt seine Wut in alle Winde.

„Böö! Böö!“ hallt es schaurig, unheimlich durch die Stille wie der Ruf eines geängstigten Wildes. Das dringt an jedes Ohr. Das läßt keinen schlafen. — In den Gassen wird es lebendig; aus den Häuslein hervor huschen die Aufgeschreckten mit wuscheligem Haar und ungewaschenen verschlafenen Augen. Und diese Augen stieren grob und ängstlich in die lodernde Glut, in die Glogaugen des Ungeheuers, das auf fremder Weide graft, wie ein Stier seinen Nacken niederbeugt und sein gieriges Maul in die Scheuern des Bauern Rösler stößt.

Einen Augenblick sind die Menschen wie vom Schrecken gelähmt — dann kommt Leben in sie, und hastig rennen sie durch die Gassen. Im Dorf wird es lauter. Immer wieder brüllt der Hornruf auf und hallt hinaus in die weite, frostklare Stille. Geschrei mischt sich mit ihm und wälzt sich voran, gassenauf und -ab. Auf der Straße vor Witwe Lohmanns Hütte tummeln sich die Wütenden und die Neugierigen, vom Flammenschein wie mit Blut übergossen. Rasseln und Prasseln, Knistern und Krachen, Zischen und Brodeln, Schreien und Kreischen — und drinnen liegt Jan Biefers und schläft — fest wie ein Kind.

Und dann — einmal — steht der Schrecken auch an Jan Biefers kleinem Fensterchen und stiert mit seinen Glutaugen hinein in die enge Kammer, daß die weißgetünchten Wände blutrot leuchten. Er stößt einen Schrei aus, der in Jan Biefers nachtschwarzen Schlaf gelst: „Jan! Dein Gaul! Es brennt!“

Das weckt ihn. Jach richtet er sich auf und stiert in die Röte um ihn und weiß sofort, wer ihn ruft. Kaum hat er Zeit, in seine Lumpen zu kriechen; dann torkelt er hinaus auf die Straße.

Unheimlich liegt die Glut über dem Dorfe, wie eine Welt in der Welt, und hell lodern die Flammen und lecken selbst an der Dunkelheit, die darüber liegt. Jan Biefers schleppt sich durch die Menge. Da ziehen gerade kräftige Bauernäufte aus dem Durcheinander von Asche, Mauerresten und verbrannten Balken seinen halbverkohnten Gaul hervor.

Ein Schrei quillt aus Jan Biefers' Brust, gellend, freischend, lauter als all das Loben um ihn, daß er schneidend durch die Nacht segt. Er wirft sich über die unerkennliche Masse, bedeckt mit seinen Händen die Löcher, die das gierige Ungetüm in seines Gauls Lenden gefressen hat, streichelt alle die wunden Stellen, den verkohlten Schwanzstumpf, die Knochen, die aus dem angebratenen Fleisch hervorstehen. Um ihn her aber stehen die Menschen, stumm, still, und blicken mit verständnislosen Augen auf den Ärmsten und sein verkohltes Tier.

Jan richtet sich auf, mühsam, schwerfällig, wie wenn einer umfallen könnte.

„Jetzt kann ich betteln gehen“, sagt er dumpf, und in seinen glanzlosen Augen ist eine große Träne. Stumm sieht er in die Runde umher. Er kennt keinen Menschen mehr. Er sieht nur die rötlich-schimmernde Blut um sich und dahinter die Dunkelheit.

Die Dunkelheit.

„Jetzt kann ich betteln gehen!“

Die Menschen sind längst wieder bei der Arbeit; sie wühlen und ringen mit dem Ungeheuer, das in ihre Scheunen einbrach. Aber was ist Menschenkraft der Urgewalt gegenüber, die an einer vollen Krippe steht?! —

Draußen aber vorm Dorf schlenkert ein Einsamer durch die Winternacht. Er weiß nicht, wohin er geht. Er sieht nur noch die blutrot-schimmernde Blut um sich und dahinter die Finsternis, — und sonst hat er keine Gedanken mehr.

Flensburger Stimmungen und Verstimmungen * Von Friedrich Hufsong.

(Fortsetzung.)

Im Staate Plebizit.

Wochenlang ging um Stadt und Land der Kampf zwischen Deutsch und Dänisch. In jeder Schenke wurde gestritten, in jedem Saal wurde geredet, an allen Mauern hingen Plakate, an jeder Telegraphenstange klebten Zettel.

Nahm man eine Zeitung in die Hand, prallte es einem in Fettdruck entgegen: Stimmberaubung, Clausenlinie, Internationale Kommission, Valutaregelung, Tiedjeslinie, Königsau, Danewerk. Führte einen der Sonntagnachmittag ins Land Angeln, saß man dort zu Gaste auf einem jener Bauernhöfe, deren Herren noch Könige sind trotz dem 9. November, so ging die Rede um das Schicksal Schleswig-Holsteins. Worum rangen in den halbdunklen Sälen Flensburgs die Redner? Um die deutsche Seele Schlesiens. Worum ging in den Dörfern der Kampf von der östlichen Förde über den Heiderücken zum westlichen Friesenland bis hinüber zu den Inseln? Wovon waren Herzen und Hirne heiß? Man fuhr in Mittagssonne die blinkende Förde entlang durchs Land. Man fuhr in Regen und Nebel die Straße zwischen Knicks und Koppeln hin. Abendliche Wege führten über die nasse, schwappende Heide, wo Zwergtiefen sich leise im Wind regten. Schwarze Moore blinzelten aus hundert verschlafenen Wasserlöchern einen an; es war, als hätte der Herrgott hier vergessen, das Feste von dem Flüssigen zu scheiden; „De Borrn bewegt sik op un dal, . . . / Dat Water schülper inne Graff, / De Grasnarv bewert op un af.“ Man fuhr durch sprühenden Nebel und schlagenden Regen zwischen Winter und Frühjahr; man fuhr durch grimmigen dänischen Wind. Gestumpfte Weiden standen wie geduckte Kobolde, andere drohten mit hundert geschwungenen Ruten. Über das dämmernde flache Land krochen schwarze Waldstücke wie große schleichende Ungetüme. In diesen nördlichen Nächten und Nebeln ging etwas Unbehagliches um. Dänischer Spuk und dänischer Speck. Ob man bei hohem Tag im städtischen Saal einander traf, ob man zu nächstlicher Stunde noch in einem Dorfkrug sich verschlagen fand, es war immer dasselbe: Deutsch oder Dänisch, Sklaven oder Schlaraffen, Mark oder Krone.

Ein Unvergeßliches, dieser zähe Kampf mit so ungleichen Kräften und Waffen. Dieser Kampf des entkräfteten, aus schweren Wunden blutenden, von Entbehrungen verfehrten Deutschen gegen die Versuchungen des von Kriegsgewinnen seiften, wohlausgeruhten, fatten Dänen. Ein verzweifelter Kampf scheinbar; und es gab im deutschen Flensburg, im deutschen Schleswig in dieser Zeit Leute genug, die nach dem kleinen Einmaleins sich ausrechneten, der seifte Mann werde über den entkräfteten den Sieg davontragen. Aber es gibt Dinge, die mit dem kleinen Einmaleins nicht auszurechnen sind.

Wenn die Hundertkronenscheine allein Kraft hätten, wenn die Speckpatete allein Gewicht hätten, dann hätten Flensburg und Mittel-Schleswig sicher dänisch gestimmt. Aber Kraft haben auch die Stimmen der Heimat, Gewicht haben auch die Worte des Gewissens. Sie waren stärker und gewichtiger als alle die struppellose Brutalität, womit die Dänen einen plumpen, nackten und schamlosen Materialismus auspielten gegen das nationale Gewissen, das aller Kern und Inhalt des deutschen Abwehrkampfes war. Speck gegen Ethos, — so könnte man den Inhalt

Er sieht nicht, wie die Bier dahinter allmählich verlobert. Er irrt gedanken- und gefühllos umher.

Und einmal — da legt er sich in den weichen, frisch-gefallenen Schnee im Straßengraben und wähnt, daß er in der kleinen Dachkammer in seinen harten Rissen läge und träumt noch einmal von der Blut und Bier, die über seinem armen Gaule ausloderte und große Löcher in seine Lenden fraß. — Dann schläft er fest und ruhig wie ein Kind.

Am andern Morgen finden ihn die Leute erfroren im Straßengraben. Als sie an die Stelle kommen, wo er liegt, fliegt eine Krähe von der Pappel über ihm auf mit langsamen, trägen Flügelschlägen und schreit müde einige Male: „Rab! Rab!“, und ihr Gefäch ist wie die erloschenen Augen Jan Biefers' und seines Gaules, wie eine traurige Geschichte, die ohne Freud und ohne Leid endigt.

dieser Wochen und Monate des Kampfes um das deutsche Schleswig in zwei Worten formulieren.

Von allen Mauern und Zäunen pries das gelobte Land, das Schlaraffenland im Norden sich an. Vom Essen und Trinken war da auf jede Weise die Rede. Und nur vom Essen und Trinken. Nur das Tierische im dürftig lebenden Menschen wurde angerufen. Fast mochte man sich schämen, Mensch zu sein. Da wurden einem dänische Bilderbogen in die Hand gedrückt; die zeigten einem nacheinander das dänische Korn auf den Feldern, das dänische Mehl in den Dampfmühlen, den dänischen Teig in der Knetmaschine, die dänischen Eier im Magazin, ein „Motiv von der Butterausstellung in Fredericia“, die dänische Milch in einer Meierei, den dänischen Speck, die dänischen Fische, den dänischen Zucker, das dänische Bier, das dänische Öl. Roh und geschmacklos. Und dann jammerten die Dänen Stein und Wein, wenn der Volkswiz ihre Konvertiten „Speckdänen“ nannte. An jeder zweiten Straßenecke wurden einem Prospekte in die Hand gedrückt, die einem im Stile der Jahrmärktebudenanreißer klarmachten, wie gut und billig in Dänemark die Stiefel seien, oder richtige kleine Musterkarten mit eingeklebten Stoffproben, die einem zeigten, daß im Schlaraffenlande jenseit der Königsau die Wintermäntel und die Sommeranzüge fast wild an den Hecken wachsen. Es gab keine Grenzen der Geschmacklosigkeit, es gab kein Maß der Herzensroheit. Die dänischen Agitatoren glaubten diese deutsche Bevölkerung behandeln zu dürfen wie hungrige Hunde.

Demgegenüber war die deutsche Abwehr ganz auf menschliches und nationales Ethos gestellt; ganz auf den Glauben an neue deutsche Zukunft, ganz auf die Überzeugung von dem größeren Beruf Deutschlands in der Welt. Wer könnte leugnen wollen, daß zurzeit die dänische Krone stärker ist als die deutsche Mark, die dänische Landwirtschaft fetter als die deutsche, der Däne feister als der Deutsche. Aber nach dem innewohnenden Gesetz gehört dennoch die große Zukunft nicht dem kleinen Dänemark, sondern dem großen, einst wieder mächtigen Deutschland. Gegenüber der dänischen Speckpropaganda galt es, die Erkenntnis wach zu halten und das Bekenntnis zu wecken, daß es doch ein stolzeres Ding ist, das auch in seinem tiefsten Unglück noch große Deutschland Vaterland zu nennen, als das kleine Dänemark, das nie aus eigener Kraft, nie in freier Sicherheit zwischen den übermächtigen großen Staaten sein Schicksal verwalten wird. Wie Dänemark nie wirklich groß werden kann, so kann Deutschland nie wirklich klein werden. Das aber wirkt schicksalprägend und charakterbildend durch bis zum einzelnen Mann unter der Fahne dieses oder jenes Staates. Von diesem entscheidenden Unterschied zwischen der Zugehörigkeit zu einem großen Volkstum und einem kleinen Zwergstaat hat man in dem „Lillemands-Land“, in dem Kleineuleuteland Dänemark keine Ahnung. Nur so konnte man dort sich einbilden, mit Speck und Kronenscheinen, mit einer plump materialistischen Leimrutenpolitik allein einen ganzen deutschen Volksstamm, ein ganzes deutsches Land um sein Deutschtum betrügen zu können. Nur so wurde es möglich, daß die dänische Agitation völlig in der Spekulation auf die animalischen Triebe aufging und ganz des Geistigen vergaß. Es ist ein

deutsches Wort: „Das Moralische versteht sich immer von selbst.“ Die Dänen aber glaubten sich um das Moralische gar nicht erst kümmern zu brauchen. Das war das Geheimnis der Größe des deutschen Sieges und der dänischen Niederlage in diesem Kampf um die Seelen.

Indes die Dänen Wahlrecht ins Land Plebiszit einführten, führten die Deutschen Goethe ein; indes aus Kopenhagen Herr H. P. Hanssen kam, um den Flensburgern vorzurechnen, wieviel sie am Speck Dänemarks verdienen könnten, kam aus Berlin Frau Else Heims und zeigte ihnen als Iphigenie, wieviel sie an der Kultur Deutschlands besitzen. Indes Herr Hanssen den Flensburgern versprach, sie in die dänische Räucherzimmer zu führen, führte Iphigenie sie in die köstliche Schatzkammer deutschen Geistes und zu der reinsten Quelle ihres Wesens. Sobald die Dänen zu spät und vergeblich versuchten, in dem lächelnden Kampfe der Kulturen gegen Deutschland zu bestehen, war ihre Niederlage erwiesen. Wohl ließen sie aus Kopenhagen eine Sängerin kommen; aber die Dame schien von der Internationalen Kommission keine Einfuhrerlaubnis für ihre Stimme bekommen zu haben. Anders die junge Flensburger Künstlerin Lydia Knutzen, die mit vielen Tausenden dem Notruf der Heimat gefolgt war, um ihr in doppeltem Sinne mit ihrer Stimme zu dienen. Als über ergriffenem Schweigen der Menge ihr Lied schwebte, wie über grauer Flut vom ersten Strahl getroffene silberne Möwenschwingen, da wurde in allen Seelen Erlebnis zur Kunst:

„Nun schweige jeder von seinem Leid
Und noch so tiefer Not. . . .
Eines steht fest in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergehn;
Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn.“

Da wurde in allen Seelen Kunst zum Erlebnis.
Der deutsche Kampf im Lande Plebiszit war ein Kampf mit reinen Waffen. Der deutsche Sieg war ein reiner Sieg. Je mehr der Kronenscheine und Speckpakete in alle engen Gassen



Arbeiterversammlung in einer Vorstadt Flensburgs.



Fritz Schoen

und dürftigen Hände gewandert sind, desto schwerer wiegt dieser Sieg im Herzen Gottes. Mancher Zweifel an Menschheit und Volkstum wird von der Schönheit dieses Sieges beschämt. Es gibt keine nationale Not, die so groß und so bitter wäre, daß man sich dieses reinen Sieges nicht trotz ihrer rein und groß freuen dürfte. Hier ist Element der Hoffnung, hier Stoff und Grund zu nationaler Neugeburt. Mögen noch tiefer dunkeln die nächsten Tage; alles darf untergehn.“ Aber über allem Dunkeln hört man eine schöne Stimme singen und sagen: „Deutschland muß bestehn.“

Die Stimmen der Toten.

Hoch oben über der Stadt sind die alten Gräber. Dort reden im feuchten Wind die Stimmen der Toten. Sie reden von Idstedt und Oversee, von Kampf und Opfer, von Niederlage und Sieg, von Wollen und Glauben, von Sterben und ewigem Leben.

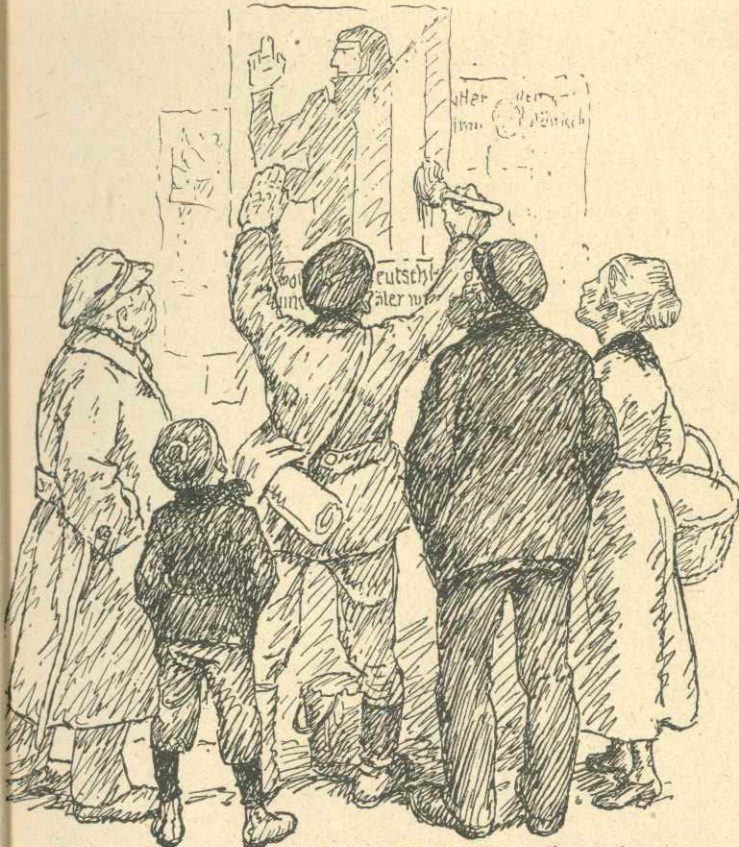
„Hier ruhn sie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampf.“

Welche Gewalt der Beredsamkeit in dem Zufallsstammeln der Inschriften auf rostigen Kreuzen und geschwärzten Steinen: „Hier ruhen neun tapfere Füsilier.“ Hier ruhen Deutsche, Dänen, Österreicher, Schweden. Hier ragt das Denkmal „den Manen der für Schleswig-Holstein gefallenen Krieger“, hier türmt sich der Hügel mit den Gedenksteinen, die ein König von Dänemark den Seinen gesetzt hat. Wie die Dänen in diesen Tagen keine Bodenluke, die in Flensburg ihnen gehört, unbenuzt zu nationaler Rundgebung gelassen haben, so nutzen sie auch diese stille Stelle. Im Regen zerfließt eine weißrote Schleife, und in einem Glas weinen weiße Hyazinthen auf rote Tulpenköpfe. Hier rühmen Stein und Erz den Heldentod eines Generals, zehn Schritte weiter wartet der Dragoner Johann Heinrich Meyer auf die große Revue. „Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde“, Deutsche und Dänen, General und Dragoner.

Ich muß hinüberdenken nach einer anderen Gräberstätte, nach den Höhen von Düppel, wo man von den Wällen weithin über schleswigisches Land sieht, über den Alsenfund hinüber nach Alsen und über die Bucht Wenningbund hinüber nach Broader, dazwischen weit hinaus auf die offene See. Dort ist es hügelhaft, hügelhaft und über die Höhen hin wie ein großer Friedhof deutscher Ehren. Gräber, Denkmale, Totengärten. Und darüber schlägt die Düppeler Windmühle Kreuz über Kreuz.

Mit gutem teuren Blut ist dies Land deutsch behauptet durch Jahrtausendweite. Mit rotem teuren Blut ist die Bestätigung seines Deutschtums in seine Erde geschrieben. Und nun sollten wir uns um diese gültige Bestätigung betrügen lassen? Wohl ist es furchtbar wahr: „Schwer ist der Völker Schlaf, wenn eingeschlafen / Fern im Gebirg der Adler ihrer Taten.“ So schwer doch ist der schwere deutsche Schlaf noch nicht, trotz alledem noch nicht so schwer, daß die Stimme dieser Gräber, dieser Toten nicht noch wache Seelen fände, die ihr stummes Zeugnis für das deutsche Recht an diesem Lande vernehmen.

Auf den Höhen von Düppel und auf der Höhe über der Flensburger Förde predigen die Toten von 1848/50 und von



Fritz Schoen

Das neueste Plakat.

1864 eine gewaltige stumme Predigt. Aus den Gräbern Schleswigs reden die Väter und Brüder, die bei Kolding siegten, die bei Fredericia erlagen, die bei Idstedt gramvoll zugrunde gingen und bei Düppel und am Assensfund den Preis des Sieges griffen. Aus den Gräbern hier oben reden die Stimmen der Toten in gewaltigem Chor:

„All unser Lieben und Hassen und Hader,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden.“

Ja, in den Adern der noch ungeborenen Kinder dieses Landes wird das deutsche Lieben und Hassen der toten Väter mit hunderttausend Pulsen pochen. Und jeder Pulsschlag eines verratenen Geschlechts würde die mit Fluch schlagen, die je um einen Wahn von schönem Gewinn Verrat an seiner Zukunft begangen hätten.

Ja, die Toten hier und drüben bei Düppel und über alle Schlachtfelder Schleswigs hin haben mit ihrem Blut in diese schleswigsche Erde den gültigen Satz geschrieben, daß aller Wandel in der Geschichte Schleswigs doch gebunden bleiben müsse an das Gesetz seiner Deutschtum. — — —

Von rostigen Kreuzen tropft es; von nackten Ästen weint es:

„Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergeßnem Grab gewesen.“

Aber wie ich langsam hingehe durch die schmalen Gassen der Totenstadt, wo all die Mitglieder der Familie Sen, die Ketelsen und Hansen, die Petersen, Christiansen, Thomsen, die Jessen, Jansen, Feddersen und Jürgensen so friedlich beisammen wohnen, da geht der Totenacker sachte in lichte Anlage über, und dort drüben, wo die breite Straße über den Rücken der Höhe an diesem großen Totengarten entlanggeht, trennt nur eine unmerkliche Grenze das Feld des Todes von dem des Lebens. Ein leises Frösteln:

„Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.“

Aber oben setzt sich jetzt ein saches Licht auf Wolkenränder, wie auf mattsilbrigen Samt. Ein wenig hellt sich das Grün des verjähriken Rasens auf. Ein kleiner Vogel, der unter dem Kinnendach einer Vogelfutterstelle auf dem Rande eines kleinen Trögleins sitzt, wagt es schlichtern, ein wenig von Sonne zu piepen. Ich schüttle das Frösteln ab.

Wohl fällt mitten ins Leben der Tod; wohl grenzt sein Feld hart an die Straße des Lebens. Aber um seine alten Male spielt schon wieder das Leben. Hier weiter hinaus dienen sie nur noch dem Garten der Lebenden zum Schmuck, und der Rasen, der aus den Gebeinen der Großväter wuchs, ist den Enkelkindern zum Tummelplatz bestimmt. Weiße Schneeglöckchen ducken sich zwischen vorjähriges Gras. Bunte Krokusse stehen scheu und vorwichtig, frieren im Nassen und blinzeln ins Licht. Und ganz am Ende hält eine weiße marmorne Sphinx, von Thorswaldsens Hand gebildet, mit rätselhaften Augen stille Wacht zwischen dem Garten der Toten und der Stadt der Lebendigen.

Fahrt ins Graue.

Feine graue Schleier verhängen das Gesicht der Stadt, das, wie bei allen Seestädten, dem Wasser zugewendet ist. In zarten Umrissen steht rings um die Förde Land und Stadt gegen den bleichen Himmel. Zu beiden Seiten die Höhen über der Unterstadt. Im Hintergrunde die Nikolaikirche, über dem Süufer drüben die St. Jürgentkirche, und dort mitten im Zug der am Nordufer hinlaufenden Hauptstraßen der Turm und das noch durch schwachen Nebel grünleuchtende Dach von St. Marien.

Der kleine Dampfer holt vom Bollwerk ab. Er hat wenig Gesellschaft dort; der graue Hafen ist öde. Ein paar Fischerfutter, ein dürftiges Dampferchen — das ist alles. Aber dort,

grau in grau, der unvergeßlich einprägsame Umriß eines Kriegsschiffes. Jetzt wird das große „D 93“ an seiner Flanke klar. Ein englischer Zerstörer im deutschen Hafen.

Die Ufer treten auseinander. Dort drüben eine tote Werft. Und wieder grau in grau die stählerne Zwingburg eines englischen Kreuzers, die eiserne Festung der französischen „Mar-seillaise“. Scham und Gram. Doppelt gefühlt, da jenseits der Bau von Würwik sich zeigt, einst Wahrzeichen deutschen Seestolzes. Etwas bäumt sich in der Seele; etwas sinkt schwer auf sie. Stumpf, dumpf. Wenn das Ungeheuerliche jahrelang so über ein Volk geht, bleibt der menschlichen Natur endlich nur das traurige Mittel der Abstumpfung, um nur zu überdauern. Unsere seelische Aufnahmefähigkeit ist überschritten. Unsere Seelen und Hirne sind Schalen, die längst überfließen vom Trank der Bitternis. Unmöglich der menschlichen Natur, das Ungeheure täglich und stündlich mit vollem Bewußtsein zu erleben. Wir müssen vieles sozusagen seelisch aufspeichern, um es erst später gleichsam nachzuerleben. Es wird ein langes, böses Erleben sein.

Graue Dünste, graue Gedanken. Der fieserige Nebel wird zu leisem Regen. Man ahnt nur noch das Bild der Förde und ihrer Ufer, dieser Sommerlust der Flensburger.

Aber man will ihnen ihre Lust beschneiden. Mitten durch die Förde hat der Magister Clausen aus Kopenhagen jene Linie gezogen, welche die erste, nördliche, von der Entente im Ramsch an die Dänen verschenkte Zone von der zweiten mit vorbedachter Schikane derart trennt, daß die Flensburger dadurch in ihrem eigenen Bereich so verengt und behindert werden sollten, daß sie vielleicht Lust bekämen, sich zu Dänemark hinüberzustoimen. Die Spekulation ist, wie die auf die Speisefammern,

fehlgeschlagen, und die famose Clausenlinie ist jetzt noch viel mehr, was sie schon zuvor war: Ein sinnloser Strich durchs Wasser, eine Zeichnung in den Nebel. Hier vor uns irgendwo spukt sie im Grauen. Die gelüftigen Dänen freilich machen bei ihr auch jetzt noch nicht halt. Für den Fall ihrer Niederlage bei der Volksabstimmung in Flensburg hatten sie bereits „wirtschaftliche und geographische Rücksichten“ angemeldet, die entscheidender sein könnten als das Abstimmungsergebnis, und dazu führen könnten, diesen oder jenen Landesteil, diese oder jene Stadt trotz aller noch so klaren Selbstbestimmung der Bevölkerung unter Umständen, d. h. falls es den Dänen so passe, zu Dänemark zu schlagen. Ob die Kopenhagener dabei freilich mit einer so vernichtenden Abfertigung gerechnet hatten, wie sie inzwischen ihnen in Flensburg zuteil wurde, ob sie auch jetzt noch es wagen werden, von der Entente die Befriedigung so widernatürlicher Schakalsgelüste zu erbetteln, bleibt abzuwarten.

Eines bleibt freilich wahr: Die Führung der Clausenlinie an und durch die Flensburger Förde ist unnatürlich und bedarf, wie die ganze Magisterarbeit des Herrn Clausen, der Korrektur. Sie will hier dem Gaul den Schwanz ausreißen. Die Dänen wollten das korrigieren, indem sie zu dem ausgerissenen Schwanz den ganzen Gaul forderten. Die simple deutsche Gegenforderung geht dahin, daß man dem Gaul den Schwanz gar nicht erst ausreißt. Der Schwanz gehört zum Gaul, nicht der Gaul zum Schwanz. Dem wird die von dem Deutschen Johannes Tiedje vorgeschlagene, nach ihm genannte Tiedje-Linie gerecht, die auch sonst die größten Willkürlichkeiten der Clausenlinie auszumerzen bestimmt ist, indem sie reindeutsche Städte der ersten Zone, wie Hoyer und Tondern, wieder auf die deutsche Seite bringt.

Was die Tiedje-Linie von dem durch die Entente an Dänemark verramschten Nordschleswig zu Deutschland zurücknimmt, bedeutet ein nationales Mindestprogramm für die deutsche Nordmark, zu dem alle Parteien von links bis rechts sich bekennen. Mit der Tiedje-Linie wäre vielleicht an ein schießlich-friedliches Nebenein-



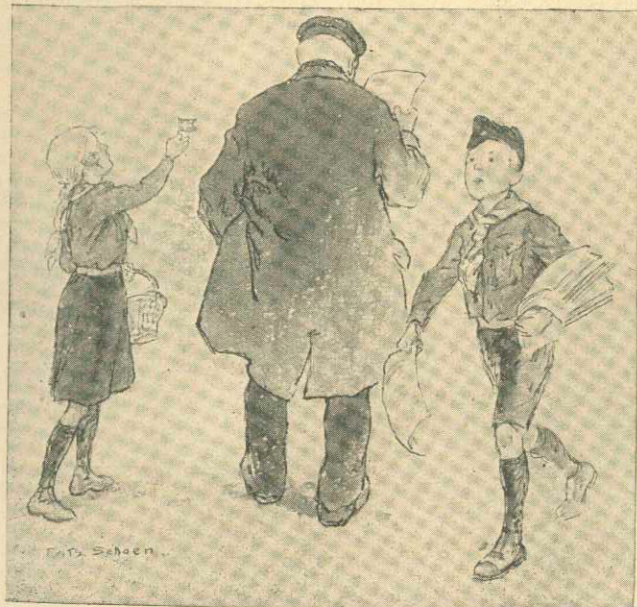
Ententebrüder: Englischer und französische Matrosen in den Straßen von Flensburg.

anderleben von Deutschen und Dänen zu denken. Versteifen sich die Dänen — und sie tun es — auf die Clausensche Willkür, so schaffen sie eine deutsche Irredenta, die sie nie und nimmer verdauen können. Dann ist offener Kampf um unsere Nordgrenze die Losung. Wer in diesem Kampf auf die Dauer unterliegt, wer Sieger sein wird, ist nach dem Gesetz der Schwere leicht zu errechnen. Dann aber müssen die Dänen, die heute die nationale Selbstbestimmung mit übermütigen Füßen treten, sich damit abfinden, daß auch die Deutschen wieder nach rein politischen Wünschen und historischen Gesichtspunkten verfahren. Ihre, der Dänen, eigenste Schuld und Sühne wird es dann sein, wenn die Deutschen dem Geschrei der Eiderdänen nach dem Danewerk wieder die Losung „Königsau“ entgegensetzen, die sie heute bereit sind, aufzugeben, wie sie schon früher im Gegensatz zu eben den Mächten, die jetzt hier die Dänenbefreier spielen, vergebens auf eine billige nationale Abgrenzung drängten. Das war auf der Londoner Konferenz. Und noch 1865 schrieb Heinrich von Treitschke: „Wir haben beklagt, daß auf der Londoner Konferenz der preußische Vorschlag, das dänische Nordschleswig von Deutschland zu trennen, nicht durchging.“

Graues Meer, grauer Himmel, grau verschwimmende Küste, graue Gedanken. Das war vorhin die Nordspitze der Halbinsel Holnis, die wir passierten. Jetzt wenden wir um das Süden der größeren Halbinsel Brocker an der Förde heraus nach Norden auf Sonderburg zu. Kein Schiff begegnet dem unsern; unsere Schiffe haben sich verfahren; die deutsche See ist öde.

Vorderwärts links und rechts zeichnet Küste sich klarer durch die unsichtige Luft. Die Enge des Allensundes. Traurig sieht das alte Schloß von Sonderburg herüber. Es hat umsonst Wache gehalten gegen die Seeräuber. Die Schiffbrücke, die das Wasser von der Insel Allsen und dem Städtchen Sonderburg her nach dem Festland und den Höhen gegen Düppel zu überspannt, trägt eben eine französische Kompanie über den Sund, den einst die Preußen bezwangen. Dann öffnet die Brücke sich unserer Durchfahrt. Auf dieser Brücke, in deutschem Land, in deutscher Stadt, über deutschem Wasser reden die amtlichen Anschläge schon jetzt, da alles noch auch von Amts wegen zu Deutschland gehört, Dänisch und Französisch. Deutsch nicht mehr. Ein Vorgeschmack. Mancherlei Vorgeschmack. War's nicht vor drei Tagen, als unser Wagen drüben durch das äpfelberühmte Grabenstein flüchte, daß ich im Vorbeiflügen am Gemeindehaus unter die deutsche Inschrift von ungeduldigen Fingern schon das dänische „Kommunecontor“ gemalt sah? Die deutschen Schleswiger, die durch die Willkür der Entente unter dänisches Regiment kommen, werden ihr blaues Wunder erleben. Die deutsche Sprachenpolitik in Nordschleswig war töricht. Sie schuf sich selbst eine dänische Opposition. Die dänische Sprachenpolitik in Deutschschleswig muß brutal sein; weil nur so es überhaupt denkbar werden könnte, daß das kleine Dänemark den deutschen Brocken je verdauen könnte. Es wird ihn freilich auch so nicht verdauen.

Die Schiffbrücke hinter uns, durch den Allensund nordwärts. Dort winkte eben die Mühle von Düppel. Hier schwimmen die



Dänische Pfadfinder verteilen Flugblätter und Abzeichen.

riesigen eisernen Anlegebojen, an denen einst deutsche Kriegsschiffe vor Anker gingen. Sie wackeln langsam und melancholisch mit den dicken Köpfen in der gelinden Bewegung des Wassers. Es war einmal, — es war einmal eine deutsche Flotte, — es war einmal eine Schlacht am Stagerrak, — es war einmal ein Minister, der hieß Erzberger . . . Es war einmal. Eine Möwe läßt sich ein Weilchen auf einer der Riesenbojen wiegen. Da schwingt sie sich in die Höhe; Ich bin.

Dort drüben preußische Kasernenbauten. Stattlich, sauber, in untadeligem tgl. preußischem Regierungsbaumeisterbaustil hingestellt. Jetzt haufen die Franzosen drin. Kein Wig; es ist so. Nach den Barbaren die Kulturträger. Sie schlafen in den Betten der Barbaren, sie kochen in ihren Küchen, sie essen von ihren Tischen, sie benutzen ihre Badeeinrichtungen und ihre Wasserklosetts. Nein, das nicht, das doch nicht. Damit wissen die Meister der Zivilisation nicht umzugehen, und der Kommandierende sah sich genötigt, diese fremdartigen Anlagen der Barbaren schließen und dafür nach schönem Kriegsbrauch nebenan Freiluftlatrinen anlegen zu lassen. Nun wissen die Bannerträger der Kultur doch wieder, wie und wo.

Links und rechts in fast gleichbleibenden Abständen sanfte Hügel entlang dem Sund. An der Stelle, wo einst die Preußen vom Festlande zur Insel Allsen hinüber den Sund bezwangen, ein übliches Denkmal. Zuckerbäckergotik. Ein Zwilling zu dem Denkmal droben auf der Höhe von Düppel.

Immer wiederholt der Weg des leise zitternden Schiffes dasselbe Bild: Dunkles Wasser, graues Land, grauer Himmel. Ich setze mich in die Kajüte. Viele Menschen. Wie der Dampfer hier und dort anlegt und weiterfährt, werden sie nach und nach ausgewechselt; und nach und nach hört man in dem Stimmengewirr der Kajüte mehr dänische Worte oder glaubt sie zu hören; denn die Abarten von Platt, die hier gesprochen werden, klingen dem ungewohnten Ohr gänzlich fremd.

Da ich wieder an Deck komme, sind wir längst aus dem Allensund in die breitere Allensförde. Und nun öffnet sich nördlich weit die öde See. Aber wir halten westwärts in die Apenrader Förde hinein. Ein wenig hat sich's aufgehellt. Man erkennt die schönen Ufer. Man ahnt in dem Dunkel laubloser Wälder leuchtende Sommerpracht. Man sieht weithin über das leere Meer. Keine Rauchfahne eines Dampfers, kein Segel. Matt bewegt liegt diese öde See in stumpfem dunklen Glanze wie unter einer schlaffen Haut.

Der schöne Umriß der Stadt Apenrade wird in dem gelichteten Spätnachmittagsnebel sichtbar und wird scharfer und gewinnt Farbe. Und bald stehen wir in den Gassen dieser schönsten wohl unter den nordschleswigschen Kleinstädten. Sauber, freundlich und voll gesunder Langeweile. Ich gehe aus dem unfrohen grau-grauen Tag sachte mit den alten Gassen in silberne Dämmerung. Ich sehe den Apenradern links und rechts in die Fenster. Neben dem Zahnsticker von Marie Tögesen wohnt der Postschaffner Peterfen. Er sitzt hinterm Fenster und liest die Zeitung. Ich kann ihm über die Schulter ins Blatt sehen und kann gratis mitlesen, wie über dem Strich Herr Erzberger von Herrn Helfferich abgetan wird, und wie unter dem Strich die Komtesse im dämmerigen Salon unter dem fragenden Blicke Edgars tief errötet.

Nach dem grauen Tag die silberige Dämmerung in einer kleinen deutschen Stadt. Deutsch? Neulich ist das dänisch geworden. Ist das wahr? Träume ich? Ist das noch Nebelsput? Ich weiß nicht recht. Aber dort auf den steinernen Stufen zu der alten Haustür, das sind doch zwei Jungen von Bein und Fleisch, zehnjährige Kerlchen; der eine schwingt eine kleine schwarzweißrote Fahne und der andere einen rotweißen Danebrog; und beide singen zusammen laut in die dänische Gasse und dänische Zeit: „Deutschland, Deutschland über alles!“

(Schluß folgt.)



Der G.-J.-G.-Gendarm

Streiflichter.

Die Franzosen in Frankfurt. Unsere Regierenden sagen zur Rechten: „Wenn ihr aufmuckt, rückt Foch bei uns ein.“ Und die Regierenden haben natürlich recht. Die Regierenden sagen zu Spartakus: „Wenn du unser Novembervorbild nachmachst, kommen die Franzosen.“ Und die Regierenden haben abermals recht. Wenn aber die schwarz-rot-goldene Minister-herrlichkeit selber weiterleuchtet? Dann können die weißen, braunen, roten, gelben Heldenjünglinge der großen Kulturmutter Marianne gleichfalls ihren „Sieges“ einzug bei uns halten. Das sagen unsere Regierenden selbstverständlich nicht, aber sie wissen es ganz gut. Der November hat uns im Angesicht eines unverzöhnlichen, blutdürstigen, raubgierigen und eroberungssüchtigen Feindes die Verteidigungswaffen aus der Hand gerissen — die Versailler Unterschrift unserer Regierenden hat die Entwehrung und Entehrung Deutschlands zum Dauerzustand gemacht. Womit will das heutige sogenannte Deutsche Reich französische Gewalttätigkeiten verhindern? Etwa mit den Massen des roten republikanischen Führerbundes? Auf unsere Rechtsverwahrungen und auf unsere „Friedens“vertragsberufungen antworten sogar die Krapulinstis und Waschlapskis und das kleine Raubstaaten-gesindel mit lautem Hohnlachen. Und die Pariser Revanche-Paschas des „Kriegs nach dem Kriege“ sollten unsere Beschwerden ernst nehmen? Jetzt zumal, wo sie ihre Riesenheere gegen dem berühmten Ententeideal der Bekämpfung des Militarismus so bedeutend verstärkt haben? — Das Damoklesschwert französischer Einmarschs und französischer Gewaltmißbrauchs ist also in Versailles über uns aufgehängt; und da wird es auch nach der Besetzung Frankfurts hängenbleiben, so lange bis wir es herunterholen und den Versaillesvertrag beseitigen. Das hätten sich unsere Machthaber schon im vorigen Sommer sagen können. Frankreich suchte und sucht unablässig und planmäßig nach einem Vorwand, uns mit Méléac- oder Davoust-Einsäßen nach Frankfurter Muster zu beglücken. Wollen sich keine Putzche einstellen, wird man unsere gegenwärtige Regierung selbst als genügende Veranlassung zu weiteren „Sieges“zügen auf französische Art ansehen. Oder ahnen unsere Ebert, Bauer, Müller, Schmidt, Braun usw. wirklich nicht, daß z. B. auch ihre Generalstreiksvertüblung von der französischen Republik als eine ganz unzulässige Maßregel angesehen wird? Daß die Ententevertreter in Berlin zu den wundervollen Folgen dieses Generalstreiks ihre amtlichen Glückwünsche darbringen, ist aus mehr als einem Grunde wohl begreiflich. Zu Hause aber denkt man anders darüber, und der „Temps“ erklärt ganz offen, daß der Generalstreik (den man in Frankreich als schwerstes Verbrechen gegen Staat und Volkswohl ansieht) keinesfalls von einer Regierung als Waffe benutzt werden dürfe. Seitdem die Regierung aber den Generalstreik entseffelt hat, steht Deutschland unaufhörlich in Generalstreikgefahr, in kommunistischem Fieber, und daher also auch vor Einmarschmöglichkeiten.

Wie durch den November Deutschland, so ist durch Versailles ganz Europa in ein Zrennhaus Poescher Art verwandelt. Das deutschempfindende Bürgertum und die ruhigen Arbeiter sind die ersten Opfer dieses Wahnsinns, aber sie werden nicht die letzten sein. Warum können sie sich nicht einigen? Warum können sie nicht begangene Fehler wieder gutmachen? Taine sagt von den wilden Volksheeren der Revolution: „Sie wurden durch die dringende Gefahr zum gesunden Menschenverstand zurückgebracht.“ Schließen auch wir uns zusammen gegen die französische und gegen die brandrote Gefahr; gegen Foch-Drohung und gegen Generalstreiksterror.

F. W.

Wer regiert in Deutschland? Herr Müller etwa? Ganz gewiß nicht. Vielleicht Herr Ebert? Wer lacht da? Die Gewerkschaften? Regiert etwa die demokratische Trias der Mehrheitsparteien? Etwa das Parlament? Etwa die Regierung? Eine dieser Fragen auch nur stellen, heißt eine moralische Hinrichtung vollziehen. Man man sich umsehen, wo und wie man will, man wird vergebens nach irgendeiner Funktion all dieser Berufenen spähen, die so etwas wie Führung und Regierung anbeutete. Sie sitzen alle, wie das Kaninchen vor der Klapperschlange, und warten, bis sie verschlungen werden, — der Demokrat vom Sozialdemokraten, der Sozialdemokrat vom Unabhängigen, der Unabhängige vom Kommunisten, der Kommunist vom Anarchisten und endlich der Anarchist vom Chaos. Wirklich klaren Willens sieht man in Deutschland eigentlich nur den Räuberhauptmann Hölz im Bogtland sein Regierungshandwerk üben. Er weiß, was er will: nämlich den Geldbeutel der andern. Er zögert nicht zuzugreifen. Und darum hat er Erfolg. Alle Schinderhannesromantik verblaßt vor dieser hölzernen Wirklichkeit. Wer könnte ihm böse sein? Eine Bevölkerung, die sich dergleichen gefallen läßt, und eine Regierung, die dem wochenlang zusieht, — haben die etwas anderes verdient? Jede Revolution hat die Helden, die sie verdient. Die Novemberrevolution hat als einzige Eigenpersönlichkeit bisher den Räuberhauptmann Hölz hervorgebracht. War Schinderhannes je größer als Hölz in dem Augenblick, da er bekannte: „Sie nennen mich einen Räuber. Jawohl, ich bin einer.“ Verdient er in einem solchen Augenblick und in solcher heldischer

Pose nicht alle die gänsehäutlichen Schauerjympathien, die der Grillparzer'sche Räuber Jaromir Bäckfischen und alten Weibern erregt, wenn er lockenschüttelnd declamiert: „Ja, ich bin's, du Unglückselige, / Ja, ich bin's, den du genannt, / Bin's, den jene Wälder kennen, / Bin's, den Mörder Brüder nennen, / Bin der Räuber Jaromir.“ Er allein von allen, die sich heute Führer nennen in Deutschland, führt, herrscht und regiert in seinem Bereich. Er verhandelt nicht; er schießt. Er fragt nicht; er greift zu. Er bittet nicht; er fordert. Und siehe da, selbst dem völlig bedeutungslosen Menschen gehorcht man willig oder unwillig, nur weil man überhaupt einmal die Gebärde des Willens an ihm gewahrt wird, dieses ganze Geheimnis aller Macht und alles Regierens. So kommt es, daß man zur Stunde in Deutschland keinen Menschen wirklich regieren sieht als den Räuberhauptmann Hölz; am wenigsten aber die sogenannte Regierung, die sich darin erschöpft, mit Mördern und Dieben zu verhandeln, die derweil ruhig fortfahren, den Dolch im Gedärme der Ermordeten umzuwenden.

„Nur die Bürgerlichen.“ Herr Müller — so heißt zurzeit der sozialdemokratische Parteifachwalter auf dem Posten eines deutschen Reichskanzlers — hat in einem Atemzuge zwei große Worte gelassen ausgesprochen. Nachdem die Presse tagelang sich gegen die drückebergerische Schönfärberei der Regierung Müller über die Zustände im Ruhrrevier laut verwahrt hatte, meinte Herr Müller plötzlich, als ihm und seinen Leuten die Ruhr bis an den Hals gestiegen war: Ich kann mir nicht helfen, die Presse hat die Sache zu harmlos angesehen. Und gleich darauf meinte derselbe Müller, er müsse freilich gestehen, den Klagen aus dem Ruhrgebiet skeptisch gegenüberstanden zu haben, solange „nur die Bürgerlichen“ die Gefährdung Gutes und Blutes, Leibes und Lebens zu beklagen hatten. Das war für einen Mann, der sich nur als Parteifunktionär empfinden kann, noch kein Grund, in seiner zufälligen Nebeneigenschaft als Reichskanzler nach dem Rechten zu sehen. Ohne Mandat von der nächsten Zahlstelle der Partei fühlt so ein Reichskanzler von Zahlabendsgnaden keinen Beruf in sich zu diesem oder jenem. Solange „nur die Bürgerlichen“ unter die Mörder gefallen sind, glaubt er „Zurückhaltung wahren zu müssen“. Erst wenn er hört, daß auch organisierte Sozialdemokraten Schaden leiden, fängt er an bedenklich zu werden. Die Bürgerlichen sind diesem Reichskanzler, der mit Demokraten und Zentrumsleuten zusammen regiert, Menschen zweiter, dritter, vierter Klasse. Er ist so naiv, das ganz rund heraus zum Ausdruck zu bringen. Denn es gibt doch keine andere Auslegung: Entweder das Zeugnis von Demokraten und Zentrumsleuten hat für den Parteifunktionär Müller keine Geltung, weil er sie für moralisch minderwertig hält, oder er glaubt zwar ihrem Zeugnis, hält es aber nicht der Mühe wert, sich zu rühren und zu regen, solange „nur die Bürgerlichen“ totgeschlagen und ausgepöndert werden, weil deren Sein oder Nichtsein für ihn offenbar wenig oder nichts mehr an Wert hat als das von Ratten, Wanzen und anderem Ungeziefer.

„Gedekte Tische.“ In den Kaffeegärten rund um Berlin sah man in den ersten Tagen, da die Großstadt ihren Frühling bei Magarinebrot und beinahe reinem Bohnentaffee feierte, plötzlich zwischen den häßlichen und wenig frühlingglänzenden Gartenentischen Familien am sauberen Tischsuch sitzen. Gartendecken, hübsch rot und weiß gestreift, glänzten in der jungen Sonne, so wie in der guten alten Zeit vor dem Kriege. Ordentlich festlich sah es aus, ganz öfterlich. Der Kuchen mußte noch einmal so gut schmecken von diesen appetitlichen blütenhellen Tüchern. Wenn man sich neidisch nach dem Grund der Bevorzugung dieser Gäste erkundigte, bekam man als Antwort, daß die Leute sich ihre Tischecken mitgebracht hätten!

Eine Kleinigkeit; aber hinter dieser vorsorglichen Mitnahme des sauberen Tischzeuges ist doch ein bißchen mehr als ein Oster-scherz. Es geht den Menschen nicht nur um den Kaffee und das bißchen trockenen Kuchen, der deutsche Mensch will auf den sauberen und hellen Schein des Lebens nicht verzichten. Er will es nicht lernen, nur das Materielle zu sehen. Er macht den blöden Gedankengang noch nicht mit, daß eine schöne Allee alter Linden nur Holzwert repräsentiert und daß es gut wäre, sie zur Zeit der günstigen Konjunkturen zu schlagen. Er denkt noch an den lieben grünen Blätter Schatten in Sommertagen, an das Bienensummen in durchleuchteten Lindentrönen, ach, er denkt an die verwaachsenen Herzen in den glatten, kühlen Stämmen. Eine Kleinigkeit, daß Mutter fürsorglich die bunte Kaffeedecke in das Ausflugspaket packt; — aber die sich einbilden, nur öfterer Materialismus könne den Sinn dieses Volkes befriedigen, nur die Butter entscheide und nicht der Tisch, von dem man sie esse, sollten auf diese kleinen Zeichen achten. Das Herz unseres Volkes schlägt anders, als die Weisen an den grünen Tischen denken, die Not der Zeit hat das wahre Gefühl narfotisiert, aber es ist da, noch ist der Sinn für die Lieblichkeiten dieses Lebens und seine treuherzige Wärme nicht ganz von fürchtigen Theorien und Lohnkämpfen zerfressen worden, und beinahe gerührt sieht der fühlende Beobachter auf den sauberen, so frisch rot und weiß glänzenden gedeckten Tisch inmitten des Chaos der Unwirtlichkeit.

— dt.

Buchenlauge, das beste Waschmittel. Bei der Knappheit der Kohlen sind die meisten Haushaltungen gezwungen, Holz zu verwenden. Wer wählen kann beim Holzeinkauf, wird aus rationellen Gründen ein festes Holz wie Buche, Eiche, Birke vorziehen, und zwar hauptsächlich Buche, da die reine Buchenasche eine tadellose Waschlauge gibt. Unsere Großmütter kannten und schätzten sie früher sehr, denn bei ihnen wurde die große Hauswäsche mit Aschenlauge behandelt, — sie wurde „gebüßt“, wie der Fachausdruck lautet. Wir müssen gar vieles aus verflohenen Zeiten wieder annehmen, und auch die Ausnutzung der Buchenasche gehört dazu. Um die Seifenlauge aus der Buchenasche zu gewinnen, stellt man auf einen leeren Waschkübel einen sauberen, runden Weidenkorb, dessen Boden ein alter Sack deckt, auf den man die Buchenasche schüttet. Diese Asche feuchtet man mit kaltem Wasser an, bis sie vom Wasser gut durchzogen ist, worauf man weiter kaltes Wasser aufgießt, das langsam durch Sack und Korb in den Waschkübel als zuerst etwas trübe,

dann aber immer klarere Lauge abtropft. Wenn die Buchenlauge goldgelb und klar erscheint, hat sie die für die Wäsche notwendige Stärke. Die Lauge muß ruhig 24 Stunden stehen bleiben, damit sich alle trüben Bestandteile zu Boden setzen und die Lauge vorzüglich abgeschöpft werden kann. Nur die ganz klare Lauge nimmt man zum Waschen weißer Wäsche; wenn sie anfängt trübe auszufließen, muß man diese Lauge für sich in einen Waschkübel füllen und sie für die bunte Wäsche gebrauchen, der trübe Bodensatz wird weggegossen. Die klare Buchenlauge wird erhitzt und in ihr die Wäsche ohne Seife wie gewöhnlich gewaschen; sie wird auch mit der Buchenlauge gekocht, also genau wie sonst mit anderen Waschmitteln behandelt. Diese Buchenlauge reinigt die Wäsche vorzüglich, ohne ihre Faser im geringsten anzugreifen. — Außer zur Wäschereinigung eignet sich die Lauge auch trefflich für Scheuerzwecke in der Küche, keinesfalls also sollten die Hausfrauen ein so wertvolles Reinigungsmittel unausgenutzt fortzuschütten.
Ho.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Harz.

Passow. im Harzort nimmt noch einige junge Mädchen zur Erholg. u. zur Weiterbildg. im Haushalt, Musik, Wissenschaften auf. Auch finden Kinder, die das Exzeum besuchen sollen, liebevolle Aufnahme. Offer en unt. D. 7817 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW63.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Besie Verpfl. Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H. Prosp. u. Bilder.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlebens. Illust. Prospett.

Bad Sachsa, Südh. Töchter. Maria Erika. Herrliche Höhenl. dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissenst., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständig. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Dorf.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Haush. Cig. Villa m. ar. Gart. Tennisplatz. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Jun 1. Juli und 1. Oktober finden jung. Mädch. lieben. Ausn. z. gründlich. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangst. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekt gegen Porto usw. durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein Haus Flora. Töchterheim i. Ranges.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehl. Prospett.

Sachsen.

Dresden, Klebig-straße 10. Töchterheim Henning bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Oberloschwitz - W. Hirsch bei „Fremdenheim Villa Fortuna“ Dresden. Dauerpens. f. ält. Herrsch. Koch., untern. f. Damen jed. Alt. G. E. Wels agr. 1843; Dresden). Prosp. frei. Teleph. Loschwitz 345.

Bad Schandau Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekt.

Schleswig-Holstein.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1 1/2 Std. Bahnfahrt
Privat-Töchter-Landheim von Frau Sophie Heuer
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.

Gründl. gesunder Aufzucht. m. Eigenbesitz. Theoret. u. pratt. Ausbildung. In allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerl. Weiterbildung. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen, Halb- und Jahreslehrgang. Anerkannt gute Verpflegung. Während des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan unentgeltl. Näheres durch die Vorsteherin.



Thüringen.

Eisenach. Institut Burchardi. Hauswirtschaftl. Jahres-Frauenkurse. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Gleichberechtigung in Preußen. Heim.

Gera (Neuh.). Töchterheim Weise, Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. M. W. Wissenschaften und Musik.

Weimar, Tochterbildungsheim von Fräulein Gudenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., Ausführl. Druckachen sieben z. Verfügung.

Zeitz St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenk. u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Ref. geeignet f. schulpf. Kinder. Großstadt. Pension 1800 Mart. Beste Empfehlungen. C. Grueh, Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Polytechnisches Institut Arnstadt Thür. Moderne Laboratorien. Maschinenbau, Elektrotechnik. Gas- und Wassertechnik. Chemie, Bau-Ingenieure.

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Bublitz i. Pom. Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-Prim.-Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Buckow Märt. Schweiz. Höhere Lehranstalt, städtisch gefördert. Realschulpian, Latein wahlfrei. — Schülerheim. — Dir. Dr. Wahsnet.

Casseler Pädagogium. Vorbereitung in kürzester Zeit für alle Schulprüfungen, auch für Damen. Vorzügliche Erfolge. Gute Pension. — Notprüfungen rasch und sicher. — Direktor Dr. Schaumburg, Cassel

Stotterer erhalten eine volk. natürl. Sprache in Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach, nach dem wissenschaftlich anerkannten, mehrfach staatlich ausgezeichnet. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Glauchau in Sa., Pädagogium für nervöse, wissenschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt durch die Direktion.

Schulhaus

Ev. Pädagogium

Godesberg a. Rh. u. Herchen a. d. Sieg

Progymnasium, Realprogymnasium und Realschule, bisher mit Einjährig-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse, 450 Schüler, 70 Lehrer und Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.

Direktor: Prof. Dr. Kühne in Godesberg a. Rh.

Pädagogium Lahn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Alumnat Haus Bartelsruh, zu Bad Lauterberg i. H., verb. m. d. militärberecht. Ahschon Realschule (bes. s. 1883). Gesunde Lage, gute Verpfleg. D. Anst. bes. d. Herrsch. z. Ausstell. d. Einj.-Zeugn. 98% d. gepr. Zögl. erhielten bish. d. Zeugn. — Einricht. besond. Handelskurse. Prosp. u. Refer. d. die Direktion.

Borb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Vektors und für Damen.)

Prof. Dr. Schusters Lehranstalt Leipzig Sidonienstr. 59-61. geogr. 1882. * Heizung gestichert.

Vollst. Klass. VI.-I. (Knab. u. Mädch.) Vorkurse. — Erfolge f. Prospekt!

Pädagogium Ostrau bei Filehne Realschule und Progymnasium mit Alumnat

Institut Büchler, Rastatt (Baden). Sechsklassige Realschule mit Schülerheim. Individuelle Erziehung. Vorbereitung z. Abitur. Glänzende Erfolge. Modernes Haus. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz. Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjährig-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrturmus.) Auch für Jarte- und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 43.

Auskunft, Nachweisung und Prospekt über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Postlospenen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlichtentee-Berlin.

Ausbildung von Röntgenschwestern! Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas“, Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

Private Chemie-Schule für Damen, vorm. Dr. Max Vogtherr Inhaber: Dr. H. Vogtherr und Dr. C. Massatsch :: Leiter: Dr. H. Vogtherr. Berlin SW11, Hedemannstraße 13/14. Reichh. Laboratoriumseinrichtungen. Gründl. u. vielseit. Ausbild. Lehrplan-Zusend.

Marie Voigts Bildungsanstalt * Erfurt Haushaltenschule — Seminare für technische Lehrerinnen Gute Verpflegung — Schülerinnenheim — Auskunftsbest.

Hilfsgemeiterinnen i. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus

Private Chemieschule für Damen in Lichterfelds (bei Berlin) Draefestr. 46.

Roggendorf's Laboratorium, Stralund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Tiefseerstraße 20.

